AUTONOMIE NR 9 10/77

Materialien gegen die Fabrikgesellschaft

ABENTEUER IN DER FABRIK :

Protokolle eines RK-Betriebsarbeiters

Der deutsche Arbeitscharakter –
Pflichterfüllung und zerstörte Autonomie

Müllmänner gegen Dreckarbeit

Da Paklschupfa

"Felten & Guilleaume" :
Kein Kampf gegen Entlassung und Rationalisierung

Räte, Schrott & LKWs –
Arbeitslosenselbsthilfe Bonames

Raten, Jobs & Elektronik –
Elektroladen und Erfahrungen eines Jobbers

Arbeitslosigkeit: gegen das Recht auf Arbeit –
Materialien und Dokumente

ARBEIT

Neuherausgabe des Bommi-Buches

Am 27. Oktober 1976 wurden die beiden Geschäftsführer des Trikont-Verlages vom Landgericht München von der Anklage freigesprochen, durch die Herausgabe des Buches "Wie alles anfing" von Michael 'Bommi' Baumann gegen die Paragraphen 131 I Nr.1 und 140 Nr.2 StGB verstoßen zu haben (Verherrlichung von Gewalt und Billigung von Straftaten). Die Staatsanwaltschaft legte gegen dieses Urteil beim Bundesgerichtshof in Karlsruhe Revision ein. In seinem Urteil vom 9. August 1977 entsprach der BGH dem Revisionsantrag. Damit ist der Freispruch aufgehoben – die Sache wird vor einer anderen Strafkammer des Landgerichts München noch einmal verhandelt werden.

Was sich am 9. August 1977 in kafkaesker Atmosphäre vollzogen hat, ist für zukünftige Prozesse gegen unliebsame Literatur von großer Bedeutung. Schon jetzt, bevor die schriftliche Begründung bekannt ist, lassen die mündlichen Ausführungen des Senats erkennen, daß der BGH einer sehr weitgehenden Zensur seinen richterlichen Segen erteilt hat. Das Urteil des BGH erhält seine besondere Bedeutung dadurch, daß es sich bei Baumanns Buch nicht um die Propagierung des bewaffneten Kampfs handelt, sondern daß in ihm gerade eine Kritik des bewaffneten Kampfs und der Vorstellungswelt der bewaffneten Gruppen geleistet wird – allerdings von einem Autor, der sagt, daß er eines Tages auf einer anderen Ebene weiterkämpfen wird.

Wenn der BGH in seiner mündlichen Urteilsbegründung erklärte, daß die Herausgabe des Buches in einem bürgerlichen Verlag möglicherweise keine Billigung von Straftaten darstellen würde, ist dies eine Art Vogelfrei-Erklärung der gesamten linken Presse: INFORMIEREN DARF NUR NOCH DER, DER IM SINNE DER BÜRGERLICHEN IDEOLOGIE INFORMIERT. Baumann beschreibt an verschiedenen Stellen seines Buches die Einstellung, die er zu Straftaten hatte: "...so ein Mann wie Roy Clark, der Bombenleger, der die Bundesbahn erpreßt hat, den fand ich schon sehr gut..." , "...während dieser Zeit gab es eine Kaufhausbrandstiftung in Frankfurt...da hab ich mich natürlich klar auf die Seite von Baader, Ensslin, Proll und Söhnlein gestellt, die das Kaufhaus angesteckt haben..." usw... Während das Landgericht München in seinem Urteil gemeint hatte, daß es dem autobiografischen Charakter des Buches entspreche, daß der Verfasser schildere, wie er zu den Geschehnissen damals gestanden habe, meint der BGH, das Landgericht habe hier zu Unrecht den Charakter der Billigung verneint. Die Begründung dafür ist, daß Baumann nicht wirklich von seinen Taten abgerückt sei, wie sich an verschiedenen Stellen des Buches zeige. Auch hier also der gleiche Gedanke wie oben: INFORMIEREN DARF NUR DER, DER "ABSTAND GENOMMEN" HAT, ALSO DER VERRÄTER UND KOLLABORATEUR.Bommis Erwähnung der Lorenz-Entführung ("...nach der großartigen Lorenzentführung, einem wirklichen Meisterstück der europäischen Stadtguerilla...") war vom Landgericht München wegen des Gesamtzusammenhanges im Buch als nicht geeignet angesehen worden, "den öffentlichen Frieden zu stören". Der BGH meinte nun aber, die Textstelle über die Lorenz-Entführung störe für sich allein den öffentlichen Frieden – auf den Gesamtzusammenhang komme es hierbei nicht an. Das heißt: wenn ein Buch verboten und sein Verleger bestraft werden soll, kann sich der Richter in Zukunft nach Belieben einzelne Textsstellen aus dem Zusammenhang herausgreifen, um die Strafbarkeit des gesamten Textes festzustellen.

Wer die Revisionsentscheidung über das Bommi-Buch nur unter dem Aspekt des Literaturverbots sieht, sieht zu eng. Sicher wird hier die Gedankenfreiheit eingeschränkt, wird das Recht auf freie Meinungsäußerung außer Kraft gesetzt, entwickelt sich staatliche Zensur. Das ist schlimm – aber der Angriff geht noch weiter. Längst ist nicht mehr ein Buch gemeint, gemeint ist das, was in der Presse und in Worten jedes Politikers beschworen wird: das geistige Vorfeld, der linke Sumpf, die Sympathisanten-Szene. Verlage, Buchhandlungen, linke Professoren und Lehrer, bis hinein zu Teilen der SPD werden zum Aufmarschgebiet des "Terrorismus" stigmatisiert. Gemeint ist jede außerparlamentarische, fundamental-oppositionelle Bewegung. Gemeint ist das Milieu, nicht die Tat oder der Täter.

Der "linke Sumpf" soll heute ausgetrocknet werden – aber schlimmer noch: er fängt an, sich selber auszutrocknen; Linke üben sich in Distanzierungen (und bekennen sich damit öffentlich zu einer Mitschuld an Taten, mit denen sie wahrlich nichts zu tun haben); Linke unterschreiben widerliche Ergebenheitsadressen an diesen Scheißstaat. Kampf gegen die Repression heißt aber auch, sich nicht den Mut nehmen, sich nicht das Maul verbieten zu lassen. Das wäre ja noch schöner, wenn das Buch "Wie alles anfing" von Bommi Baumann nicht weiter erscheinen würde.

Schickt – zur Vorbereitung einer neuen Ausgabe – folgenden Text an die Karl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11, 6000 Frankfurt 90, Tel. 0611/ 77 88 07:

Das Buch "Wie alles anfing" von Michael 'Bommi' Baumann wurde am 24.11.75 beschlagnahmt, am 27.10. 76 freigegeben und am 9.8.77 erneut verboten. Es wird jetzt trotz des Verbots von folgenden Personen neu herausgegeben:

Name, Anschrift

Unterschrift

INHALT

3 Harry Oberländer
In der Maschine

9 Matthias Beltz
**Abenteuer in der Fabrik –
Geschichten aus der Beziehung zwischen Linksradikalen und Arbeiterbewegung**

25 **Subsumtion und Camembert –
Protokolle eines RK-Betriebsarbeiters**

36 Jochen Ploetz
Notizen zu "Der Intellektuelle als Revolutionär" von Gavi, Sartre, Victor

38 Friedrich Naumann
Der deutsche Arbeitscharakter

41 Brian Michaels
Subjektivität und der deutsche Arbeiter

44 **Kein Kampf gegen Entlassungen: Rationalisierung und ihre Folgen –
am Beispiel "Felten & Guilleaume" (ein Interview)**

48 **Müll-Männer gegen die Dreckarbeit –
Erfahrungen von Experten, Kollegen, Genossen**

57 **Arbeiterselbsthilfe Bonames –
eine Selbstdarstellung**

64 **"Ich hab wieder Lust, irgendwo ein bißchen rumzufummeln und Krach zu machen" –
ein Gespräch**

68 Jochen Ploetz
Erfahrungen eines Jobbers

70 **Elektroladen – ein Spezialistenprojekt oder:
wie krieg ich deinen alten Fernseher noch so hin**

72 Richard Herding
**Arbeitsscheue, Gammler, Stadtstreicher, Krücken, Nieten und Nulpen –
Dokumente zur Arbeitslosigkeit**

Abonnement Autonomie

Spendenkonto:

Deutsche Bank, Frankfurt
BLZ 500 700 10
Kto.Nr. 456/3342/01
Thomas Schmid,
Sonderkonto 'Autonomie'

Herausgeber: Autonomie-Kollektiv
Verantwortlich: Herbert Röttgen
und Thomas Schmid.
C Trikont-Verlag GmbH
ISBN 3 - 88 167 - 025 - 4
ISSN 0341 - 3640
Herstellung: Druckladen GmbH
Frankfurt, Tel.0611/ 70 57 72
Umschlaggestaltung: E. Petersen

Die AUTONOMIE erscheint zweimonatig. Einzelheft: DM 6.– Abonnement: 5 Hefte portofrei DM 30.– auf folgendes Konto: M. Rohner, Postscheckamt München 31 2214-809

Redaktionsanschrift:

Trikont-Verlag, Kistlerstr. 1,
8000 München 90, Tel. 691 78 21 - 22

und

Autonomie, Hamburger Allee 45,
6000 Frankfurt, Tel.0611/ 70 30 87

EDITORIAL

Vor Jahren gab es in der BRD Ansätze und eine Praxis linksradikaler Betriebspolitik. Sie wären ohne die Erfahrungen der Studentenbewegung nicht denkbar gewesen und sie waren damals reale Alternativen zum Seminar- und Büro-Sozialismus. Sie waren die kollektive Weigerung einer (kleinen) linksradikalen scene, sich der Welt der Arbeit vereinzelt oder unter Rückgriff auf eine ausgeleierte Partei- und Gewerkschaftskonzeption auszusetzen. Diese Ansätze und ihre Erfolge wären aber zugleich undenkbar gewesen ohne den damaligen Aufschwung von Arbeiterkämpfen mit ihren spezifischen Inhalten — von linearen Lohnforderungen über die Bewegung der ghettoisierten Arbeitsemigranten bis zum Kampf gegen die Arbeit. Und auf der anderen Seite: die organisierten Versuche linksradikaler Betriebspolitik trugen *auch* den Stempel des alten Kommunismus: sie trugen von außen hinein, die Einzelnen wurden oft über der politischen Notwendigkeit vergessen, die Gefahr, zur Interventionsmaschine herunterzukommen, war immer da. — Heute gibt es all diese Ansätze in dieser Form nicht mehr. Die Situation in den Betrieben hat sich nach dem Ende der Streikwelle '73 entscheidend geändert: der sozialdemokratischen Krisenpolitik ist es gelungen, die Arbeiterkämpfe in die Defensive zu treiben — die Arbeiter kommen heute, anders als noch '73, in der politischen Öffentlichkeit dieses Landes aktiv kaum noch vor. Aber auch die linksradikale scene hat sich verändert, auseinanderentwickelt. Während der innere Kreis dieser scene auch heute noch in der Lage ist, die Arbeit wesentlich unter dem Aspekt ihrer Verweigerung anzugehen, sehen sich die, die weiter draußen stehen und vereinzelter sind, der Arbeit ausgeliefert — sie müssen sich verkaufen und dann sehen, daß sie das beste draus machen. Vereinfachend gesagt: aus der sicheren Wärme der scene heraus lehnen die einen den „Interventionismus" ab, der ihnen messianisch vorkommt, — in der Situation des individuellen Zwangs zur Arbeit stellt sich den andern das Problem eines von außen kommenden „Interventionismus" erst gar nicht.

Dieses Heft über Arbeit und Erfahrungen mit ihr soll nicht die abgelutschte und inhaltsleere Debatte „Interventionismus — Fluch oder Segen?" aufwärmen. Wir wollen Materialien zur Verfügung stellen, um eine linksradikale Diskussion über Arbeit wieder zu eröffnen. Schwerpunkte des Heftes sind: Erfahrungen des „Revolutionären Kampfes" bei Opel in Rüsselsheim; Gedanken über das Spezifische der deutschen Arbeiterklasse; Erfahrungen eines Organisationsansatzes unter Müllarbeitern; Bericht über das Dilemma eines Kampfs gegen Entlassungen; Erfahrungen von Genossen, die jobben oder in alternativen Betrieben arbeiten — z.B. in einer Arbeiterselbsthilfe; Materialien und Dokumente zur Entwicklung der Arbeitslosigkeit in der BRD.

Dieses Heft ist wesentlich vom RK bzw. vom dem, was von ihm übrigblieb, geprägt. Andere Erfahrungen sind kaum repräsentiert — vor allem nicht die jener Genossinnen und Genossen, die auch nach dem Ende der Gruppen dem Betrieb nicht den Rücken gekehrt haben. Wir, die ‚Autonomie'-Redaktion, konnten die Diskussion nur aus unserer Sicht eröffnen. Eine Diskussion, die wir im nächsten Jahr mit einem weiteren Heft zu diesem Thema fortsetzen wollen, und zu dem wir an Beiträgen aus anderen Städten und Erfahrungsbereichen interessiert sind.

In der Maschine.

Ich wußte nicht, was da auf mich zu kam.
Aber ohne die Arbeiterklasse hatten wir keine Chance, die Welt zu verändern, so viel war klar. Der Pförtner gab mir eine Plakette, auf der ‚Besucher' stand und ich ging unerschrocken zur Personalabteilung.
Da waren mehrere Schalter. Ich stellte mich bei „Lohnempfänger" an und kam nach kurzer Wartezeit an die Reihe. Der Mensch hinter dem Schalter war Gehaltsempfänger, ein schmächtiger junger Bursche mit einem dünnen Bärtchen an der Oberlippe.
„Bitte?" sagte er gelangweilt.
„Ich suche Arbeit", sagte ich möglichst entschieden.
Er schob mir einen Stapel Papier über den Schalter und deutete auf den Raum gegenüber.
„Setzen Sie sich da drüben rein und füll'n Sie das aus."

Am Tisch saßen ein paar Türken um einen Dolmetscher rum. Der Dolmetscher übersetzte ihnen den Fragebogen. Es gab nichts, was diese Firma nicht wissen wollte. Termin der Musterung. Ich schrieb irgendwas hin, was der Wirklichkeit meiner Meinung nach ziemlich nahe kam. Erbliche Geisteskrankheiten in der Familie. Ich dachte an meinen Alten und schrieb: nein! „So bin ich zu Dir", dachte ich. In der Spalte ‚Arbeitgeber in den letzten zehn Jahren' machte ich einen dicken Strich.

Der Gehaltsempfänger hinter dem Schalter runzelte die Stirn.
„Viel gearbeitet haben Sie nicht."
„Das möchte ich nachholen."
Er sah mich an, verzog keine Miene. Fischte sich einen Aktenordner aus dem Schrank, blätterte, wurde sehr freundlich und sprach: „Wissen Sie, wir suchen noch Rangierer."
Wir sahen uns kurz in die Augen. Er versuchte zu lächeln, aber es war mir klar, er lauerte drauf, daß ich ja sagte.
„Ach wissen Sie", sagte ich, „ich glaube, das liegt mir nicht so."
„Wieso?" fragte er. „Is ne schöne Arbeit. Immer an der frischen Luft."
„Ja", sagte ich, „schon. Aber irgendwie auch gefährlich . . . oder?"
Er schüttelte verständnislos den Kopf. „Es gibt da Sicherheitsvorschriften. Wie überall."
„Mein Onkel Heinrich", sagte ich, „ist zwischen zwei Puffer geraten. In Rußland, auf dem Rückzug. Kann auch in Polen gewesen sein, jedenfalls. . . "
„Also schön", sagte der Typ seufzend, „gehn'se zum H'Bau, melden'se sich bei Herrn Neumann, vielleicht nehm'se die als Werkzeugmacherhelfer. Aber versprechen kann ich nicht, daß die wen brauchen."
Er schob mir einen Zettel rüber, ich nickte zufrieden und trabte los.

Als ich mich durchgefragt hatte, landete ich wieder in einem Büro. Diesmal war es im ersten Stock. Von der Halle aus, die für mich aus einem unübersichtlichen Haufen krachverursachender Maschinen bestand, zwischen denen ein paar emsige Gestalten rumwuselten, erreichte man das Büro über eine Eisentreppe. Ich befand mich im Vorzimmer des Hauptbetriebsleiters, ein paar Angestellte saßen vor ihren Schreibmaschinen, ich hockte wie bestellt auf einem Stuhl, den sie mir hingeschoben hatten und nichts geschah.

Vorn am ersten Tisch saß eine junge Frau und tippte. Sie sah nicht von ihrer Vorlage weg. Dahinter hockte ein alter Mann in einem zerknitterten Anzug. Ab und zu stand er auf, schlurfte an den Schrank, wühlte ächzend in den Papieren und kehrte auf dieselbe Art an seinem Schreibtisch zurück. Hinten in der Ecke saß noch eine füllige Blonde mittleren Alters, die immer nur zum Fenster rauszugucken schien.
Als der Alte das dritte oder viertemal an mir vorbeischlurfte, fragte ich ihn, ob dieser Herr Hauptbetriebsleiter heute überhaupt da wäre.Die Frage verursachte bei dem Alten einen Ruck. Er blieb stehen. „Hoppla", dachte ich, „jetzt verliert er's Gleichgewicht." Er fing sich aber, sah mir in die Augen und sprach bedächtig: „Was ham'ses so eilig? Da unten kommen'se noch früh genug hin."
Er sagte das so eindrucksvoll unter Einsatz seiner ganzen traurigen Gestalt, daß ich nur betroffen nicken konnte. „Recht haste, Alter", dachte ich, „Dein Leben is ne Hühnerleiter,"

Ich wartete weiter. Auf dem Kalender waren bunte Häuser am Meer zu sehen, darüber stand: Kreta. Die junge Frau hinter der Schreibmaschine tippte, als wollte sie den Weltrekord brechen. Sie hatte lange dunkelbraune Haare, die sie manchmal mit der Hand aus dem Gesicht schob. Endlich wurde die Tür vom Nebenzimmer geöffnet. Mit einem einzigen entschlossenen Schritt war der Hauptbetriebsleiter Neumann ins Vorzimmer getreten. Er sagte zu der Blonden: „bin bei den Schleifern", und durchquerte schnell den Raum. Mir warf er nur einen abschätzenden Blick im Vorbeigehn zu und murmelte: „Augenblick noch." Dann war er draußen.

Alle drei sahen mich an. Ich rutschte auf dem Stuhl hin und her und hielt mich mit den Augen an Kreta fest. Der Alte schraubte sich wieder mühsam von seinem Stuhl hoch, die Frau hinter der Schreibmaschine tippte weiter, die Blonde guckte aus dem Fenster. Wenn die das Warten bezahlen müßten, stünde ich sicher längst an so einem Ding, das Krach macht.

Als Neumann zurückkam, dachte ich, ich würde jetzt sein Büro zu sehen bekommen. Aber er stand nur in der Tür, schnippste mit den Fingern und sagte: „Kommen Sie bitte mit." Er hielt mir die Tür auf. Am liebsten hätte ich mich nochmal zu den Dreien umgedreht und mit den Fingern geschnippst. Aber so wie Neumann dastand, im schicken Anzug, gelbem Hemd und brauner Krawatte, kurzgeschoren und verbindlich, hatte er mich schon eingeschüchtert.
Als wir die Treppe runtergingen, sagte er: „Ich bringe Sie zu Obermeister Jordan, mit dem müssen Sie sich einigen." Obermeister Hinz, Meister Kunz, mir konnte das egal sein.

Er war ungefähr fünzig, schlank und hatte eine Glatze. Auf seinem grünen Kittel war der Name gestickt: Jordan.
Er sah mich an. „Gelernt ham'se nix." stellte er fest.
Ich glaube, ich sah sehr traurig aus.
„Na macht nix", sagte er, „Sie können Hilfshärter werden." Ich konnte mir absolut nichts darunter vorstellen, aber es klang sehr schön. Es klang so, als wär ein Betrieb ohne Hilfshärter sozusagen aufgeschmissen.
„Ja. . . warum nicht?"
Obermeister Jordan schüttelte den Kopf.
„Dann ruf ich mal den Meister Bertram. Sie können sich das vielleicht erst mal anschaun." Ich nickte wieder. Wahrscheinlich machte ich einen etwas unbedarften Eindruck. Das schien meine Aussichten auf den Hilfshärterposten zu steigern. Meister Bertram war ein glattrasierter Dreißiger mit dicken Backen. Er musterte mich neugierig. „Na, dann komm'se mal."
„Wo warn'se denn vorher?" wollte er wissen.
„Schule", sagte ich. „Und dann so rumgejobbt." Genauer interessierte ihn das offenbar nicht.

Die Abteilung bestand aus einer Reihe von Öfen, aus viereckigen Becken am Boden, in denen Wasser und Öl war und aus einer Reihe von Geräten und Apparaten, unter denen ich mir nichts vorstellen konnte. Nach hinten war sie durch eine große grüne Schalttafel begrenzt. Es fiel mir gleich auf, daß weit und breit kein Mensch zu sehen war.
„Ist jetzt Mittagspause", sagte Meister Bertram.„Also, wie gefällt es Ihnen?" „Was wird denn hier so gemacht?" fragte ich. Meister Bertram trat von einem Fuß auf den anderen.
„Na, die Werkstücke werden gehärtet. Die kommen da in die Öfen, in den Bädern da werden sie dann abgeschreckt. Das lernen Sie schon"
„Wird das nicht ziemlich heiß hier?" fragte ich weiter.
„Nicht der Rede wert", sagte Meister Bertram, „und schwer ist die Arbeit auch nicht. Aber vielleicht machen Sie erstmal Mittagspause. Der da kann Sie mit in die Kantine nehmen."
Er winkte einen Kerl im Blauen ran. „Gehn Sie essen, Herr Schupzik?" Herr Schuppzik oder Schupszik ging essen. „Das ist Herr Rapp, ein neuer Mitarbeiter. Zeigen Sie dem mal, wo's langgeht." Meister Bertram schien froh zu sein, mich loszuwerden. Bekam offenbar aber auch Bedenken, daß ich ihm noch durch die Lappen ging. „Danach kommen Sie wieder her", entschied er.

Dieser Schuffzik oder Schumpick war nicht sehr gesprächig. Wir saßen in der Kantine mit herrlichem Blick auf den Werksbahnhof, schoben Ochsenzunge in Madeira mit Salzkartoffeln in uns rein, jedenfalls hieß dieses Etwas mit Sauce so, ab und zu fielen mal ein paar Worte.
„Wo kommste her?" wollte er wissen.
„Aus Sieberdorf."
„So, aus Sieberdorf."
„Ja," sagte ich.
Er machte sich über den Nachtisch her.
„Wie isses denn hier so?" fragte ich.
„Och, es geht."
„Ich meine, wie die Arbeit so ist in der Härterei."
„Heiß", sagte er und hielt das fürn guten Witz.
„Aber es gibt wirklich Schlimmeres. Macht sich keiner tot dadrin."

Derart umfassend informiert ging ich zurück zu Meister Bertram. Der saß in seiner Meisterbude und las Zeitung. „Haben Sie sich entschieden?" „Doch!" sagte ich, „ja, ich denke, ich fang hier an." „Schön", sagte er, faltete die Zeitung zusammen, „dann gehn wir zu Obermeister Jordan." Ich dachte, jetzt geht die ganze Sache rückwärts wieder los. Allmählich fand ich es an der Zeit, daß die Einstellung ihr Ende fand. Ich war jetzt gut vier Stunden in diesem Laden, die Sonne schien und ich hatte keine Lust den ganzen Tag mit Bertram, Jordan und wie sie sonst noch hießen zu vertrödeln.

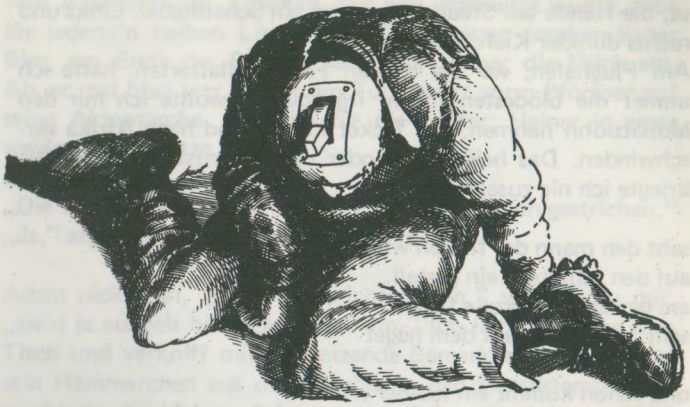
Obermeister Jordan freute sich über meinen Entschluß. Sagte er jedenfalls. Er hielt mir den Kuli hin und fragte: „Wie lange wollen Sie denn hier bleiben?"
„Für immer", sagte ich, als wär das selbstverständlich.
Ich unterschrieb und dachte, damit wär alles geritzt.
Es ging aber erst richtig los.

Sie schickten mich zurück zu dem schmächtigen Burschen in der Personalabteilung. Der schickte mich zum Photographen, wo eine lange Warteschlange war. Vor allem Türken, die sich von ihrem Dolmetscher wieder allerhand erklären ließen.

Der Photograph ließ einen auf einem Schemel hinter einem Gestell Platz nehmen. Auf dem Gestell wurde für jeden eine Nummer aus Plastikziffern zusammengesetzt. Fingerabdrücke nahm er nicht.
Der Photograph schickte mich zum Werksarzt, der Werksarzt wollte was von Seuchen und Wahnsinn in der Familie wissen – die schienen wirklich verfluchten Bammel zu haben, irgendeinen Bekloppten einzustellen – , guckte, ob ich alle Finger bewegen konnte und fragte schließlich, ob ich mit dem Rapp verwandt wäre, der mal deutscher Meister im Fliegengewicht war. Er wartete kaum ab, was ich darauf sagte und schickte mich zum Betriebsrat.
Im Betriebsratsbüro machte mir einer klar, daß hier alle in der Gewerkschaft waren und daß der Beitrag automatisch vom Lohn abgezogen würde. Ich unterschrieb. Dann mußte ich noch zur Krankenkasse und schließlich zum Dia-Vortrag über Unfallverhütung. Es gab ne Menge gefährlicher Sachen in dem Laden. Dann, als ich dachte, jetzt ist endgültig alles vorbei, schickten sie mich nochmal zu Meister Bertram.
Meister Bertram ließ sich den Papierkrieg überreichen, mit dem ich schon den ganzen Tag beschäftigt war und kratzte sich am Kopf.
„Was Sie da verdienen sollen", sagte er, „ist zuwenig." Ich dachte, ich hör nicht richtig. Der Mann fing an, sympathische Züge zu gewinnen. Er telefonierte eine Weile rum und handelte schließlich sechzig Pfennig mehr pro Stunde für mich aus. Ich schüttelte ihm gerührt die Hand. „Sie kommen dann am Montag um viertel vor sechs." sagte er. Ich war bereit, mein Bestes zu versuchen.

Zuhause lag ein Brief von Sabine. Sie beschwerte sich, daß ich sie am Wochenende wieder nicht besucht hatte. Ich rief sie an. Ihre Vermieterin meldete sich, mürrisch wie immer. Ich machte auf superhöflich. „Würden Sie bitte so freundlich sein, Fräulein Wallmann ans Telefon zu holen?" „Wenns sein muß", knurrte sie.
„Du, Sabine," sagte ich, „ich bin jetzt in der Fabrik."
„Du spinnst," sagte sie, „in was für einer Fabrik?" „Och, die machen Autos, ist glaub ich ganz interessant." „Du hast ehrlich ne Meise", sagte sie, „was willste denn da?" „Ja, mal sehn, vielleicht kann ich da was machen." Sie schwieg. „Da hast du überhaupt keine Zeit mehr," sagte sie dann. „Ja," sagte ich, „am Wochenende schon." „Das merk ich jetzt schon." Sie war unheimlich sauer. „Wenn dir dein politisches Zeug wichtiger ist. . . "sagte sie. „Was heißt wichtiger," sagte ich, „es is eben nötig." Sie sagte, ich wär'n unmöglicher Mensch oder sowas und legte auf.

Ich hatte wirklich nicht gewußt, was auf mich zukam.
Nach ein paar Tagen wurde mir erst so richtig klar, daß mein Leben nur noch aus der Maschine bestand, in die ich da geraten war. Die Tage liefen immer gleich ab, und meine Neugier war ziemlich schnell verflogen.



Wenn ich nach der Frühschicht nach Hause kam, legte ich mich aufs Ohr. Später am Nachmittag wurde ich wieder wach. Entweder raste ich dann los, um zu den Terminen der Betriebsgruppe zu kommen oder ich versuchte, was zu lesen, was mich meist gleich wieder müde machte oder ich stritt mich mit Ralf, mit Jochen oder mit Charly, die für meinen Proletentrip kein Verständnis hatten. Ab zehn ging der Kampf um die Musik los. Die drei und die anderen Typen und Frauen, die abends bei uns rumflippten, sahen überhaupt nicht ein, warum sie auf mein hartes Berufsleben Rücksicht nehmen sollten. Sie dachten, wenn sie so weiter machten wie immer, würde ich die Sache schneller aufstecken. Nur Jochen hatte eine gewisse Ehrfurcht vor politischen Ansprüchen und fing an, Kompromißvorschläge zu machen.

Morgens halbfünf klingelte der Wecker.
Im Winter war es noch dunkel. Diese Maschine entschied, daß der Tag vor Anbruch des Tages begann. Ich tastete mit der Hand nach dem Wecker, ich war hundemüde. Dann dämmerten mir die ersten Gedanken: Aufstehen jetzt, bloß nicht liegenbleiben, bloß nicht zu spät kommen. Eine Viertelstunde hatte ich mit dem Wunsch zu kämpfen, liegenzubleiben, zu träumen. Jeden Morgen überlegte ich, ob nicht mal wieder ne Krankmeldung fällig war. Dann versuchte ich meine Träume zu rekonstruieren.

Die Maschine, die Fabrik im Traum.
Sie liegt gleich neben einem Fluß, die herabhängenden Zweige einer Weide streifen über das träge hinfließende Wasser. Über den Fluß führt eine gebogene Brücke, das Geländer reich verziert. Die Maschine ist ein chinesischer Garten. Die Menschen schweben durch sie hindurch. Alles leicht und sanft. Ich schwebe auf sie zu. Sie sprechen mit mir, dann stimmen sie ein Lied an. Die Welt soll besser werden, sagen sie. Als wir losgehen, um die Macht zu ergreifen, stürzt ein großer Stapel Kisten um. Doch die Kisten sind leicht wie Wolken, ich wehre sie spielend ab.

Bei dem Gedanken, was passiert, wenn ich zu spät komme, rappelte ich mich hoch. Das Gejohle, der Anschiß vom Meister, ich konnte mir das ersparen. So funktionierte die Maschine: eben hatte sie mich auf die Beine gestellt.

Ich ging in die Küche, setzte Kaffeewasser auf, schaltete das Radio ein. Eine muntere aufgeputschte Stimme sagte die Zeit an. Danach war die Radiowelt nicht mehr zu bremsen. Weiße Schiffe übers Meer, tralala, Honululu und so weiter. Die muntere Stimme warnte vor Glatteis auf den Straßen. Ich ging ins Bad, hielt den Kopf unter den Wasserhahn, putzte die Zähne. Danach schüttete ich den Kaffee in mich rein und rauchte. Ich hatte festgestellt, daß ich so früh nichts essen konnte.

So um fünf fuhr ich dann über die Autobahn. Schnee lag am Straßenrand, es war immer noch dunkel. Auf der rechten Spur die LKWs. Das Überholen, das Fahren ging automatisch. Der Fuß auf dem Gaspedal, der Fuß auf Kupplung und Brem-

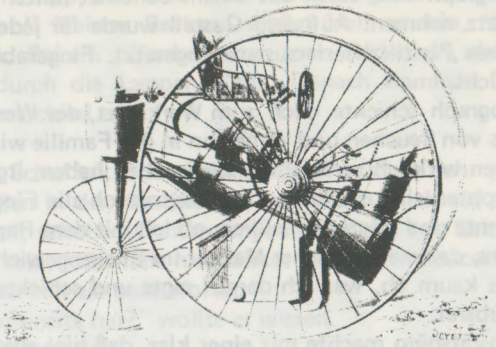
se, die Hände am Steuer, die Hand am Schalthebel. Links und rechts dunkler Kiefernwald.
Am Flughafen, wo die bunten Fahnen flatterten, hatte ich immer die blödesten Ideen. Irgendwann wollte ich mir den Monatslohn nehmen, ein Ticket kaufen und nach Afrika verschwinden. Das heißt, zwei oder drei Monatslöhne, aber die kriegte ich nie zusammen.

seht den mann der fliegen will
auf den schultern ein gestell
am gestell zwei große flügel
seht: so läuft er auf dem hügel

und schon kommt ein kleiner wind
hebt vom boden ihn geschwind
und dann schwebt er wie im traum
durch die zeit und durch den raum

Meine Firma nutzte solche Träume auf ihre Weise. Am Abend lief dieser Werbespot: ein Hotelportier soll den Ascona in die Garage fahren. Er steigt ein, liegt glücklich in den Polstern und fährt einfach drauflos. Das Autoradio läuft, die Sonne scheint und der Alte fährt und fährt. Irgendwann kommt er bei den Pyramiden an.

Neben der Caltexraffinerie bog ich von der Autobahn ab. In Raunheim warteten Leute auf den Bus. Da waren sie aus ihren Wohnsilos geklettert, um sich in den Bus zu zwängen, vor irgendeinem Tor auszusteigen und acht Stunden lang immer dasselbe zu machen. Um danach die Kohle zu haben, mit der sie im Einkaufssilo gegenüber die Körbe füllen konnten. Damit sie abends mit Knabbergebäck vor der Glotze einschlafen konnten, um am Morgen fit zu sein und auf den Bus zu warten. Und so weiter.



Am Ortseingang von Rüsselsheim stießen die Autoschlangen zusammen: aus Raunheim, aus Flörsheim. Meister Bertram kam aus Flörsheim. Angeblich mischte er da im Karnevalsverein mit. Vermutlich gab es da soviel zu lachen, daß der Vorrat fürs ganze Jahr verbraucht wurde. Zur Stadtmitte hin, die aus ein paar Kaufhäusern bestand, wurde der Strom dichter. Radfahrer und Fußgänger gerieten in den Sog, gleichgültig, müde mit dem Geschmack von kalten Kippen im Mund. Dann sah man den weißen Schornstein, diesen Fabrikpimmel, der in unwirkliches Licht getaucht war, mit der fetten schwarzen Aufschrift: OPEL.

Um halb sechs fand ich noch einen leeren Platz auf dem Parkgelände vor dem Motorenbau, ging an der Schmiede vorbei, über den Zebrastreifen zum D 20. Da stand das Denkmal vom alten Opel, der seine Karriere der Erfindung der Nähmaschine verdankte. Davor standen MLer mit Zeitungen und Flugblätter. Bei den MLern ging es um eine einheitliche Kampffront, um irgendwas, das hochleben sollte, irgendwas, das nieder mußte und dann: vorwärts mit der KPD/ML.

Die Arbeiter gingen dran vorbei, stellten sich in die Schlange vor dem Bildzeitungsmann, steckten die täglichen Lügen und Halbwahrheiten in die Tasche, zogen den Werksausweis raus und bestätigten den Pförtner in seiner bedeutenden Aufgabe.

Hinter dem Tor teilte sich der Strom. Rechts war der Karosseriebau, links der Werkzeugbau. Ich öffnete die Eisentür neben dem blauen Schild H 20, der stinkige Metallgeruch schlug mir entgegen. Es war noch ruhig. Ein paar Typen pennten auf den Tischen, manche Leute hier brachten es über sich, um drei aufzustehen und 200 Kilometer zu fahren, um hierherzukommen. Ich ging zur Stechuhr, was zwar verboten war vor dem Umziehen, aber 'n besonderen Aufseher hatten sie keinen hingestellt. Nr. 205 373. Klick. Es war fünf Uhr vierzig. Dann ging ich runter zum Spind.

Als ich in die Abteilung kam, war Adam, unser Vorarbeiter, schon schwer am Machen. Die asthmatische Sirene hatte zwar noch nicht gebrummt, die Schicht noch nicht angefangen, aber Adam hielt es nicht aus, nichts zu tun. 64 Jahre war Adam alt, ein Leben lang war er zwischen Bischofsheim und dem Opel hin und hergefahren, mit Fahrradklammern an der Hose. Das heißt, eine Zeitlang auch mit schwarzen Stiefeln, in brauner Uniform. Das waren noch Zeiten, als er ein großer Mann war, der SA-Mann Adam, vor dem sich alle in Acht nehmen mußten. Jetzt, wo er nur noch ein Jahr hatte, nahm ihn keiner mehr ernst, wenn er ankam und sagte: „Wenn keine Arbeit da ist, macht man sich welche!" Vor dem Rentnerdasein hatte Adam Angst. Wenn er nicht mehr gebraucht wurde, dachte Adam, mußte er sterben.

„Morgen, Bub." sagte Adam. „Ausgeschlafen?"

Er sagte das jeden Morgen, ich sagte ja. Manchmal sagte ich auch nein, was die Wahrheit war, dann schüttelte er verständnislos den Kopf. Ich zog die Sicherheitsschuhe an, in aller Ruhe, dann ging ich vor zu den Öfen. Stefan stand am Tisch. „Na, Alfred," sagte er, „sind wir wieder da." Kein Zweifel, wir waren wieder da.

Nach und nach kamen die andern. Willi, Leo, Josef, der Türke. Ich ging an den Öfen lang, die eben erst angeschaltet waren. Ich machte die Türen auf, sie waren noch kalt, noch nicht rot und gelb glühend. Das hieß abwarten. Willi bearbeitete seine Fingernägel mit ner großen Feile, Leo und Josef richteten Wellen, Heinz und der Türke packten die staubenden Kohlekästen voll. Flori und Louis standen an den Zyanbädern.

Über der großen Schaltwand war die Uhr. Ich starrte auf den Sekundenzeiger, der sich langsam im Kreis drehte. Bevor die Minute voll war, blieb er kurz stehen, der große Zeiger rückte einen Strich weiter, dann drehte sich der Sekundenzeiger wieder. Ich teilte die acht Stunden, die vor mir lagen, in kleinere Blöcke ein. Viereinhalb Stunden bis zur Mittagspause, dreieinhalb danach. Die viereinhalb Stunden in zwei Teile, zwei Stunden bis acht, wenn der Alte kam. Die zwei Stunden waren vier halbe Stunden, acht Viertelstunden mit je dreimal fünf Minuten. Fünf Minuten waren nicht viel. Ich sah wieder zur Uhr. Die eine Minute war nicht mal rum. Josef sagte mal: „Wenn der Minutenzeiger hochklettern muß, dauert das lange, er muß sich anstrengen. Wenn er fällt, siehts schon besser aus." Am besten seh ich nicht hin. Acht Stunden sind mehr als ein Tag.

Wir härteten also Metall. Wir stellten die kleinen Stücke auf Bleche, die größeren schoben wir einzeln in den Ofen, mit langen Zangen. Wenn sie gut durchglüht waren, zogen wir sie raus und schreckten sie im Öl, im Wasser oder unter Preßluft ab. Die Ölbäder dampften. Der Dreck wurde nicht abgesaugt. Er setzte sich in den Klamotten fest, in den Haaren und in der Lunge. Willi regte das auf, immerhin hatte er sich das Rauchen abgewöhnt.

Weil außerdem mit Zyankali und Blei gearbeitet wurde, gabs für jeden 'n halben Liter Milch. Die meisten tranken lieber Bier, am Ende der Schicht sammelte Heiner die Milch ein. Als er mal blau war, fiel er am Tor, direkt vorm Pförtner auf seine Aktentasche. Ein Bild für die Götter: Heiner in einer weißen Milchpfütze.

„Die Kur im Odenwald," sagte Willi, „hamse auch gestrichen." „Ja," sagte Leo, „mit uns könnses ja machen."

Adam rückte an, „häng dich nicht so hin," sagte er zu mir, „sieht ja aus, als hätteste nix zu tun." Ich hob die Arme vom Tisch und verkniff mir die passende Bemerkung. Adam holte sein Hämmerchen aus der Schublade, den Metallstempel und markierte die kleinen Blöcke, die auf dem Tisch lagen. 2550 hießen die, oder E 1. Dann kam einer an und brachte Hidalgo. Das Zeug war einigermaßen teuer und verzunderte ziemlich schnell. Ich nahm den Pinsel und schmierte das weiße Resistol drauf.

Um halb sieben seilte ich mich aufs Klo ab. An den Gestank hatte ich mich gewöhnt. Um sieben bildeten sich Schlangen vor dem Klo, die Verdauung schien einen allgemein verbreiteten Rhythmus zu haben, ich sah immer zu, daß ich vor sieben da war. Dann hockte ich mich ne Viertelstunde rein und las Zeitung.

Vom Klo ging ich zu den Automaten, an der Schleiferabteilung vorbei, durch die Versehrtenabteilung. Die Versehrten hatten hier irgendwo einen Arm oder ein Bein hinterlassen und durften jetzt kleine Emailleschilder prägen.
Der Automatenkaffee war heiß, sonst mehr oder weniger geschmackfrei. Das heißt, er schmeckte schon nach irgendwas, bloß nach Kaffee nicht. Bevor man ihn trinken konnte, mußte man erst diesen gelblich braunen Schaum obendrauf wegblasen. In den Automaten gabs Schokolade, Marmelade, Wurst und Cola. Das Zeug war ziemlich teuer.
Ich stellte mich neben die Schnittbauer, die mit ihren leeren Kaffeebechern noch rumstanden und über die letzte Vertrauensleutesitzung sprachen. Ich hatte echt Glück gehabt, daß ich in diese halbwegs gemütliche Halle geraten war. Ich mußte an die Leute am Band denken, die kaum Zeit hatten, ne Zigarette zu rauchen, die nicht mal fünf Minuten aufs Klo konnten, wenn kein Springer da war.
Dann kam der Alte mit dem Haarnetz vorbei, hielt tapfer den Besen in der Hand, zog den Karren hinter sich her und grinste einfältig in sich rein. Der letzte Mann in der Hierarchie oder auch „der alte Depp." Sie lachten hinter ihm her.

Harry Oberländer

10 Jahre TRIKONT Verlag

Neu im Herbst

Christiane Rochefort KINDER

Es erscheint selbstverständlich, den Kindern jegliches Privatleben zu verbieten und ihnen eine bestimmte Art zu empfinden aufzuzwingen. Zu entscheiden, wen sie zu lieben haben und wen nicht. Den Zeitpunkt zu bestimmen, von dem an sie eine Sexualität haben und was sie damit machen dürfen.Christiane Rochefort geht diese Fragen sehr provokant und engagiert an.
Die Kinder ZUERST, denn sie sind die ersten Opfer der Fabrikgesellschaft, die nur angepaßte Erwachsene gebrauchen kann.
ca. 200 Seiten ca. 20 Mark

Rene Scherer/Guy Hocquenghem
CO-IRE. KINDHEITSMYTHEN

Wenig liegt den Autoren an dem „wirklichen" Kind, dieses auf eine Erwachsenenwelt hin zugeschnittene Phantom. Genauso wenig bedeutet ihnen das „emanzipierte" Kind, das trotz vermeintlicher Freiheit von sexueller und autoritärer Unterdrückung unter der wohlwollenden Beobachtung der Eltern steht. Sie spüren ein Netz auf, das jenseits aller Psychologie und Pädagogik die mythische Vibration der Kindheit sichtbar macht, besser: ahnen läßt. Die Kindheit hat ihre eigenen Mythen und sie werden gelebt.
Wer zeigt ein Kind, so wie es steht? Wer stellt es ins Gestirn?
ca. 200 Seiten viele Bildtafeln ca. 18 Mark

Neuauflage !!!
Rainer Langhans/Fritz Teufel KLAU MICH
ca. 200 Seiten ca. 12 Mark

David Dickson ALTERNATIVE TECHNOLOGIE und Strategien der technischen Veränderung

Dicksons Analyse beschäftigt sich vor allem mit der ideologischen Deformation der Geschichte von Technologie und versucht aufzuzeigen, wie technologische Innovationen in einer unmittelbaren politischen Weise gehandhabt werden.
Dies Buch soll eine Einschätzung der Rolle der Technologie in der Gesellschaft sein, einer Rolle, die untrennbar mit der Verteilung von Macht und Ausübung gesellschaftlicher Kontrolle verbunden ist.
ca. 250 Seiten ca. 20 Mark

Richard X. Clark/Leonard Levitt
ATTICA – Entstehung, Verlauf und blutige Zerschlagung einer Gefangenenrevolte

Die Geschichte dieser Revolte wird aus der Sicht der Gefangenen erzählt: Richard X. Clark war ihr Sprecher. Er berichtet über Ursachen und Vorgeschichte der Revolte. Und vor allem über die 4 Tage, in denen die Gefangenen ihren Kampf und ihr Leben untereinander organisierten, sogar hinter Gefängnismauern ihre Fähigkeit bewiesen, unter schwierigsten Bedingungen eine menschliche Gemeinschaft durchzuführen.
ca. 120 Seiten ca. 10 Mark

INDIANER UND P 38
Italien: ein neues 68 mit anderen Waffen

Das Klassensubjekt erscheint woanders: Die „non garantiti", die Ausgeschlossenen, die Schwarzarbeiter, junge Studenten und Subproletarier, Frauen, Indianer, die Bewaffneten (P 38er) beschwören das Böse, schreiben, zerstören, sind kreativ. Ihre Sprache ist der Bourgeoisie unverständlich und der Bourgeois erträgt nicht das Unverständliche in seiner Burg. Wort, Sprache, Gesten, Aktionen lassen keinen Dialog mit der Gegenseite mehr zu.Sie sind der Ausdruck für die absolute Unvereinbarkeit der „Zwei Gesellschaften". Die Axt des Absurden und Wahnsinns ist das Vorspiel des Krieges.
Bologna 11. März: für jeden getöteten Genossen reicht uns nicht die Trauer – ihr bezahlt uns alles, ihr bezahlt es teuer! Radio Alice ist eine Molotow-Antenne.
Das Gespenst der autonomen Gewalt scheint für einen Moment gebannt.
NUN GUT, ES WERDE GRAUSAM.
ca. 150 Seiten 10 Mark

Unser Beitrag zur Arbeiterbewegung

Karl Heinz Roth DIE „ANDERE" ARBEITERBEWEGUNG und die Entwicklung der kapitalistischen Repression von 1880 bis zur Gegenwart

Ein Beitrag zum Neuverständnis der Klassengeschichte in Deutschland. Mit ausführlicher Dokumentation zur Aufstandsbekämpfung Werkschutz u.a.
395 Seiten 20 Mark

Eckhard Brockhaus ZUSAMMENSETZUNG UND NEUSTRUKTURIERUNG DER ARBEITERKLASSE VOR DEM 1. WELTKRIEG
Zur Krise der professionellen Arbeiterbewegung
155 Seiten 13 Mark

Benno Sarel ARBEITER GEGEN DEN „KOMMUNISMUS" Zur Geschichte des proletarischen Widerstandes in der DDR (1945-1958)

Was sich wirklich in den Fabriken, großen Baustellen und den Kohlebergwerken abspielte, bringt Sarel ans Tageslicht. Er zeigt die DDR als eine von Gegensätzen zerrissene Gesellschaft und nicht als einen Monolithen mit der Parteiknute auf der einen und einem kuschenden Volk auf der anderen Seite. Ein unmittelbares Buch, das ungeschminkt die Alltagsrealität einer durch entmündigende Arbeitslast geprägten Gesellschaft darstellt.
238 Seiten 14 Mark

Proletarische Front
10 Arbeiterkampf in Deutschland
174 Seiten 8.80 Mark

11 Rationalisierung und Massenarbeiter
157 Seiten 8.80 Mark

Gisela Bock DIE „ANDERE" ARBEITERBEWEGUNG IN DEN USA (I.W.W. The Industrial Workers of the World)

Die Massenbewegung IWW prägte 20 Jahre amerikanische Geschichte. Bei uns wurden sie fast völlig verdrängt, da sie weder dem Verständnis von Partei noch Gewerkschaft entsprachen. Die IWW war eine der wenigen Organisationen, in denen sich der moderne „Massenarbeiter" kämpferisch verwirklichen konnte: radikal, antiautoritär, gegen die Arbeit, für das Leben.
197 Seiten viele Abb. 15 Mark

Louis Adamic DYNAMIT

Unbekannte amerikanische Geschichte, genau und doch spannend geschrieben. „Schmelztiegel" Amerika, von unten gesehen. Brutalität und Gewalt: im Feuer des Klassenkriegs erkämpft sich der moderne Kapitalismus seine tödliche Macht.
410 Seiten 25 Mark

Toni Negri MASSENAUTONOMIE GEGEN HISTORISCHEN KOMPROMISS

Die in diesem Band vereinigten Aufsätze Negris, einem der bekanntesten Theoretiker in der Jugendrevolte, setzen sich mit den gesellschaftlichen und politischen Veränderungen auseinander, die den Hintergrund der neuen Kämpfe in Italien ausmachen. Das Problem der revolutionären Organisation stellt sich von Grund auf neu. Gestorben ist die Perspektive der „politischen Gruppen". Darüberhinaus versucht Negri nachzuweisen, daß die KPI im Grunde eine sozialdemokratische Partei mit stalinistischen Elementen ist, was sich in jüngster Zeit besonders deutlich an ihrem Verhältnis zur Repression gezeigt hat.
148 Seiten 14 Mark

Kostenlos anfordern: Almanach 10 Jahre Trikont und Musikzeitung UNSERE STIMME. Kauft Bücher und Schallplatten in Läden des Verbandes Linker Buchhändler (VLB), anderen progressiven und alternativen Läden – oder direkt vom Verlag: TRIKONT, Kistlerstr. 1, 8 München 90.

Abenteuer in der Fabrik

Geschichten aus der Beziehung zwischen Linksradikalen und Arbeiterbewegung

Die Spontis in der Bundesrepublik, ein weder durch Verfassungsschutzmaßnahmen noch durch genaue revolutionäre Analyse definierbarer politischer Organismus, haben sich inzwischen dazu durchgerungen, politische Betriebsarbeit nicht mehr zu machen. Hat z.B. einst die Gruppe Revolutionärer Kampf in Frankfurt in der Spontiszene gerade als Betriebsgruppe eine wesentliche Bedeutung gehabt, so erscheint vielen heute – und zwar von sehr verschiedenen Positionen aus – das alles als endlich überwundene entfremdete Politik.
Tarifrunden, früher noch lautstark von unseren Flugblättern und gelungenen und versuchten Aktionen begleitet, produzieren neben dem vorherrschenden Desinteresse, das wir ihnen gönnen, müde Scherze und heiteres Prozenteraten.
Die Ernsthaftigkeit, mit der wir Linksradikalen Anfang der 70er Jahre – Linksradikalismus war damals ein politisch weiteres Feld als die heutige Sponti-Szene – Praxis in Betrieben revolutionsstrategisch mitentwickeln wollten, wird heute von einer geschichtsleugnenden Ironie verdeckt, die selbstzerstörrerisch ist. Es kommt mir trotz (zugegeben) nostalgischen Erinnerungen an Zeiten produktiv-lebendiger POLITIK nicht darauf an, einen Konservatismus der alten Werte zu rekonstruieren, der DEN ANDEREN wieder pädagogisch beizubringen wäre. Die Schönheit der Revolten läßt sich nicht wiederholen.

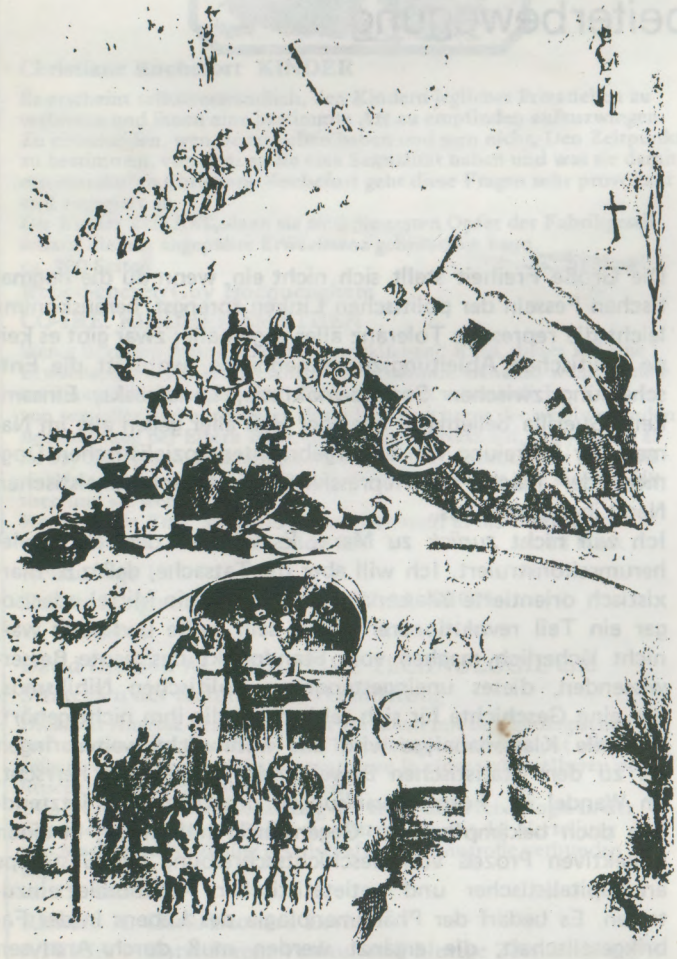
Es gibt aber wieder ein Interesse an den politischen Bewegungen in den Fabriken (die nicht unbedingt identisch mit „Arbeiterbewegung", aber auch nicht total von ihr getrennt sind). Was können wir an solchen unabhängig vom Schweigemechanismus der Öffentlichkeit tätigen Fabrikrebellionen durch den Prozeß eigener Erfahrung gegenüber früher neu und anders einschätzen?
Es war gut, daß es in der Geschichte antiautoritären Widerstandes in den Metropolen auch bei uns in den letzten Jahren den Bruch mit dem Primat des Marxismus als der herrschenden Theorie der Beherrschten gab. Doch die Freude daran, die Lust am Leben in erster Person (die so stark nicht ist, wie sie sich teilweise verbal gibt), verschleiert, daß dieser Bruch auch Kontinuitäten wieder freisetzt, Kontinuitäten individual- wie bewegungsgeschichtlich vormarxistischer Sehnsucht nach dem Ideal des bürgerlichen Subjekts. Das ist nicht schlimm, steckt doch im Traum vom bürgerlichen Subjekt mehr Leben als im Bild des im sozialistischen Arbeitskollektiv untergehenden Klassenindividuums – doch dazu gehört, daß da heute manches als neue Bewußtheit, neue Sensibilität ausgegeben wird, was recht alt ist, auch in uns.

Die Große Freiheit stellt sich nicht ein, wenn du die dogmatischen Fesseln der politischen Linken sprengst, herauskommt leicht die repressive Toleranz aller gegen alle: zwar gibt es keine politischen Ableitungszusammenhänge, wohl ist die Entscheidung zwischen Sozialdemokratie, Landfreaks, Einsamkeit, Guerilla beliebig – aber der Haß aller gegen alle im Namen der Befreiung von althergebrachten sozialistischen Dogmen, der macht die Repressivität dieses spontaneistischen Neo-Liberalismus aus.
Ich will nicht *zurück* zu Marx. Es wird an dem eh zu viel herumrekonstruiert. Ich will aber die Tatsache, daß z.B. marxistisch orientierte Klassenanalyse für uns ein Mittel oder sogar ein Teil revolutionärer Praxis sein sollte und auch war, nicht lächerlich machen vom Standpunkt des heute Besserwissenden, dieses uneingestandenen politischen Nihilismus, der eine Geschichte für sich reklamiert, die ihm nicht gehört. Aktuelle Klassenanalyse wird uns wohl nicht weiterbringen als zu dem statistischen Beweis, daß Ausbeutung herrscht, im Wandel ist, Formschwankungen unterliegt und letztendlich doch bekämpfbar ist. Gegenwärtig hilft mehr, in einen kollektiven Prozeß von Geschichtsschreibung des Gestrüpps antikapitalistischer und antietatistischer Autonomie einzutreten. Es bedarf der Phänomenologie des Lebens in der Fabrikgesellschaft, die ergänzt werden muß durch Analysen objektiver Klassenbewegungen.
Denn es geht nicht um das so fürchterlich abstrakte Verhältnis Ich – Außenwelt, sondern um die konkrete Bedeutung und vielleicht auch wieder Möglichkeit linksradikaler Initiativen in Industriebetrieben, im Lebenszusammenhang der Industriearbeiter(innen).

Elite oder Avantgarde?
Über die Linke und das Volk

Politik läßt sich u.a. in zwei verschiedene Haltungen derer, die sie machen, unterteilen.
Da sind zunächst die, die glauben, sie könnten es besser machen als die Mehrheit der anderen. Denn Sachverstand und günstige persönliche Charaktereigenschaften sind nur bei wenigen so ausgebildet, daß sie verwalten und führen können, Ordnung also erhalten und schaffen. Das ist das – ordnungspolitisch geprägte – Konzept *Verwaltung*. Wir finden es bei der politischen Rechten und dem intellektuellen Konserva-

tismus.
Dann gibt es die, die glauben, sie wüßten es besser als die Mehrheit der anderen. Denn diese werden von den objektiven Verhältnissen, wozu das Verwalten wie auch das Verwaltet-Werden zählen, gehindert, ihre Lage zu erkennen, werden also aufgehalten.
Diese Bewußtseinsschranke gilt es zu durchbrechen, indem die, die es besser wissen, Fakten vermitteln und Zusammenhänge erklären. Das ist das Konzept der *Aufklärung.* Es wird der Linken zugerechnet.
Beide Konzepte werden von einer Elite vertreten, die zusammen gegeneinander Politik machen. Die meisten Menschen machen keine Politik.



Die Freuden des Reisens, 184 [illegible]

Verwaltung und Aufklärung befinden sich in der Regel im Verhältnis von Herrschaft zu Opposition, wobei das Konzept der Aufklärung ein Monopol auf Opposition besitzt. Ergreifen nämlich seine Vertreter die politische Macht, dann übernehmen sie auch das Konzept Verwaltung; wir haben es dann mit einer aufgeklärten Verwaltung zu tun.
Wie diese Übernahme vor sich geht – oft auch schon vor der angestrebten Machtübernahme – ist immer wieder spannend zu sehen, ohne daß es je allgemein befriedigend analysiert wurde. Zu fragen ist auch, ob die historische Kraft, sich durchzusetzen, mehr bei der Verwaltung oder bei der Aufklärung liegt.
Der teleologische Sozialismus, so er noch in der Opposition ist, geht polito-logisch davon aus, daß auf dem Weg zum Sieg der Aufklärung die Steine der Verwaltung noch liegen. Der Aufklärung tritt hier die abgeleitete Pflicht zum Aufräumen zur Seite.

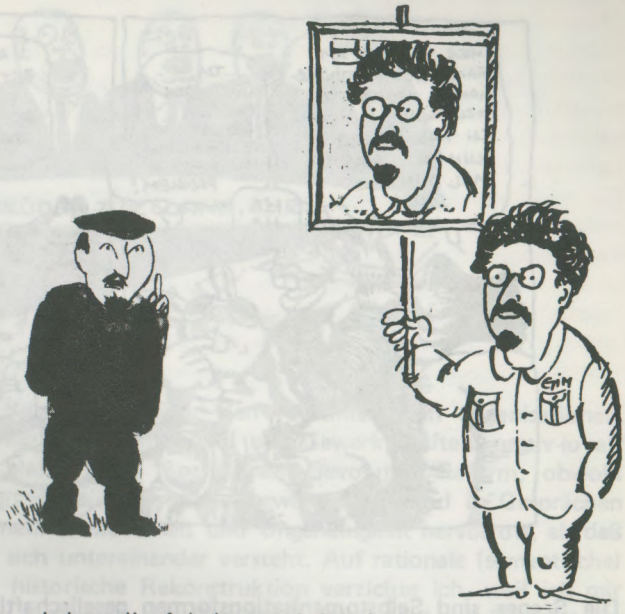
Das ist in der Geschichte des Konzepts Aufklärung auch genügend und mit Strenge besorgt worden.
Einige reproduzieren sich beruflich durch organisierte Aufklärung in Schulen, Universitäten, Bildungsstätten. Häufig ist das Ergebnis dieser Tätigkeit, nach einem Wort von Ernst Bloch, „Aufklärícht". Das liegt zum Teil daran, daß sich in staatlichen und anderen offiziell anerkannten Institutionen Verwaltung über die aufklärerische Absicht legt und deren Wirksamkeit einschränkt.
Es handelt sich bei der Unterscheidung Aufklärung/Verwaltung nicht um eine reine Spielerei, sondern um das Problem, das alle Linke betrifft, die die Frage gestellt kriegen: „Was wollt ihr denn eigentlich, mal unterstellt, eure Kritik ist richtig? Ich bin ja auch für den Kommunismus, aber – den idealen Kommunismus gibt es eben nicht."
In Zeiten gesellschaftlichen Aufbruchs, wie nach 1967/68, mag die Antwort: „Wir wollen alles" zeitweilig befriedigen, da sie den Fragenden genug Raum läßt für eigene Phantasie. Die politischen Machtverhältnisse jedoch haben uns gelehrt, uns diese Antwort selbst nicht mehr zu geben.
Kann sich die Linke damit zufriedengeben, Wegweiser für die Zerschlagung der alten Gesellschaft zu setzen? Oder kann sie für sich selbst, im Schoße der alten Gesellschaft, Alternativen neuer Lebenszusammenhänge entwickeln?
Sind wir auf das Volk oder ist das Volk auf uns angewiesen? Exemplarisch denken wir, außer an die Verhältnisse Erwachsene/Kinder, Männer/Frauen, Deutsche/Ausländische, an die Beziehung zwischen Kopf- und Handarbeit, wenn wir die Linke an das Volk oder das Volk an die Linke heranbringen wollen.

Als wir vom ‚Revolutionären Kampf' in Frankfurt in eine Fabrik eintraten, um uns dort an Kämpfen zu beteiligen, standen wir mit anderen linken Gruppierungen, die auch mit der Arbeiterklasse zusammen kämpfen wollten, in einer unausgesprochenen Übereinstimmung. Wir begriffen uns als revolutionäre Avantgarde.
Die studentische Bewegung in die Betriebe begann noch vor den Septemberstreiks 1969.Die jungen Arbeiter(innen), die sich besonders in Westberlin daran beteiligten, standen zunächst unter der rigiden Führung studentischer Kader.
Die zentrale Diskussion ging, als die Aktionszusammenhänge die antiautoritäre Bewegung nicht mehr organisieren konnten und Fraktionen entstanden, um die Frage nach der Rolle der Intellektuellen in der Gesellschaft. Gibt es eine revolutionäre Berufsperspektive? Sind wir Berufsrevolutionäre? Die Beschäftigung mit der Oktoberrevolution in der Sowjetunion konzentrierte die Fragestellung auf das Verhältnis, zwischen revolutionärer Intelligenz und Proletariat.
Verstört aus der Hoffnung gerissen, das revolutionäre Zeitalter sei ausgebrochen, das ‚antiautoritäre Lager' wachse stündlich und die Bourgeoisie sei weltweit auf dem Rückzug, verstört durch die Tatsache des Einmarsches der Truppen der Warschauer-Pakt-Staaten in die Tschechoslowakei, durch die Tatsache, daß wir in der Bundesrepublik die Notstandsgesetze nicht verhindert hatten, daß der Krieg gegen das Volk in Vietnam weiterging, suchten wir eine neue Heimat. Der französische Mai 68, die Septemberstreiks 69 in der Bundesrepublik und der heiße Herbst in den italienischen Fabriken im gleichen Jahr ließen uns zusammen mit dem ernsthaften Studium der Schriften Lenins endlich das Proletariat als *die* revolutionäre Potenz wiederentdecken, die es in der orthodoxen marxistischen Theorie schon immer war. Damit begann aber auch eine alte Macke sozialistischer Intellektueller wieder. Wir definierten uns selbst über das Proletariat.

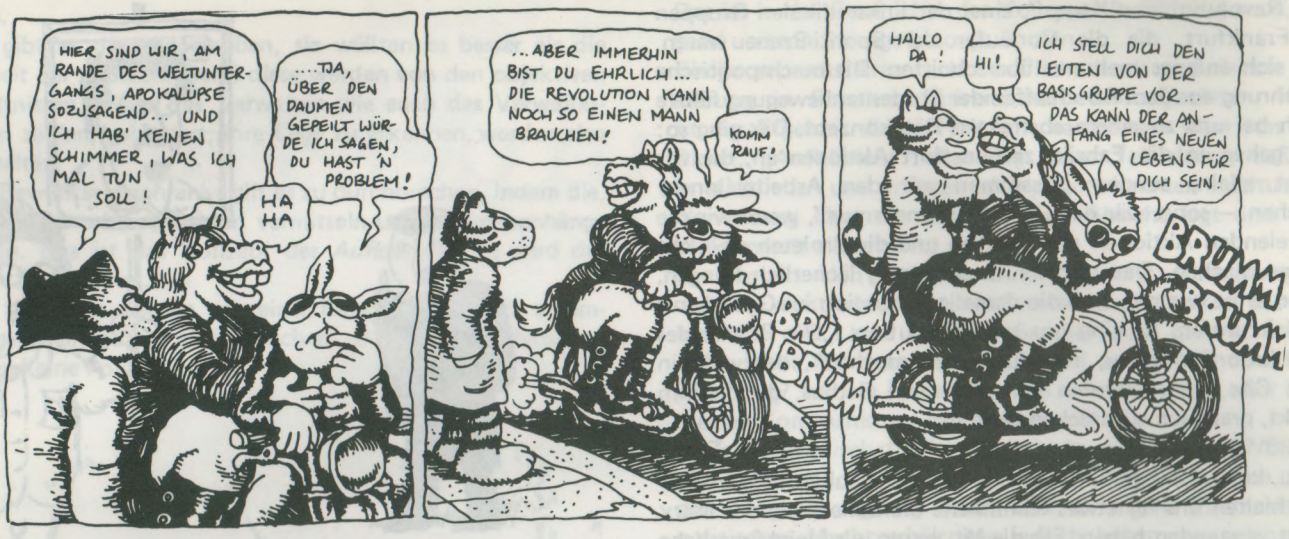
Im ‚Revolutionären Kampf', einer der linksradikalen Gruppen in Frankfurt, die die Vorläufer der Sponti-Szene waren, hat sich anfangs mehreres überschnitten. Die machtpolitische Erfahrung aus dem Abschlaffen der Studentenbewegung führte auch bei uns zu einem abstrakten Rätekonzept. Das ging so: wir gehen in die Fabrik, zetteln dort Aktionen an, die wir nicht allein, sondern zusammen mit den Arbeiter(innen) machen – sonst wär das „Substitutionalismus", wenn wir die befreienden Aktionen nur ersetzen und die Proleten sie nicht selber machen. Das mag heute ein wenig lächerlich klingen. Aber es ist wichtig, sich die damalige Situation ins Gedächtnis zurückzurufen. Es ging uns um Revolution. „Die Pflicht des Revolutionärs ist es, Revolution zu machen", das war ein Satz Che Guevaras, den wir mit allem Pathos, der in ihm steckt, praktisch ausdrücken wollten.

Dazu kam der Konkurrenzkampf in der Linken. Die an der Uni hielten uns für etwas dümmliche Menschen, die den Marx nicht verstanden haben. Für die ML waren wir kleinbürgerliche Anarchisten, die parteifeindlich dem Proletariat schadeten.
Unser Vorteil aber war: es waren zu viele in der Gruppe, die eine ganze Menge Erfahrungen in der antiautoritären Bewegung gemacht hatten. Sie hatten den Zusammenhang von Art der Arbeit (Studium und Examen) und Art des Lebens (Einzelzimmer, Ehe oder Wohngemeinschaft) zu sehr drauf, um sich selbst zu kastrieren. Dazu kam, daß in die Diskussion über Betriebsarbeit die Erfahrungen aus Italien und Frankreich eingebracht wurden, als praktische Kritik am aktuellen Leninismus. Das geschah nicht durch Schulung und Erarbeitung vieler Texte, sondern durch Berichte von Barbara, Dany und Karin über das, was sie in diesen Ländern gesehen und erlebt hatten.

Dennoch schrieben wir in unsere erste Betriebszeitung bei Opel/Rüsselsheim, um uns dem Proletariat vorzustellen: „Wir sind natürlich Kommunisten."
„Die Kommunisten sind also praktisch der entschiedenste, immer weiter treibende Teil der Arbeiterparteien aller Länder; sie haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus", so beschrieben Marx und Engels uns.
Diese Einsicht wollten wir allerdings noch durch Untersuchungsarbeit im Betrieb vertiefen. Aber als Avantgarde und Mitglieder der Aufklärungspartei sahen wir uns bereits.
„Man kann die Menschen einteilen – und diese Unterscheidung trifft etwas sehr Wesentliches – in solche, die viel von sich fordern und sich selbst mit Schwierigkeiten und Pflichten beladen, und andere, die nichts Besonderes von sich fordern, die sich begnügen, von einem Augenblick zum andern zu bleiben, was sie schon sind, ohne Drang über sich hinaus – Bojen, die im Winde treiben." Das ist eine Definition der „Elite" und ihres Abstands zu den Massen, wie sie der konservative Kulturkritiker Ortega y Gasset in seinem Buch *Der Aufstand der Massen* macht.
Auch linke Avantgarde hat dieses Gefühl, für alles verantwortlich zu sein, und sich dadurch von den Massen zu unterscheiden. Wir können vielleicht, wenn wir stark genug sind, uns heute, da uns langsam das Sendungsbewußtsein verloren geht, dem Problem Elite/Avantgarde neu zuwenden.



Warum haben die Arbeiter und Arbeiterinnen immer so viel Mißtrauen gegen die aufklärende Linke? Steckt da nicht die Erfahrung drin, daß sie selbst zum x-ten Mal wieder für eine neue Politik neuer Linker Manövriermasse, Erkenntnisobjekt, Kanonenfutter sein sollen? Gerade auch wir, die wir gern die ‚andere' Arbeiterbewegung als die realgeschichtlich so wesentliche der Organisationshudelei aller unvereinigten kommunistischen, sozialistischen und sonstigen Heilsvereinen gegenüberstellen mit dem Verweis, hier komme endlich der kleine Mann und die kleine Frau zu Wort, sollten die Illusion verarbeiten, daß wir kraft gutgemeinter Anstrengung uns in die Lage der Massen integriert hätten und darum keine Elite mehr seien.
Zwar hat sich etwas gewandelt. Es geht heute nicht mehr nur um Intellektuelle – Proletariat; es haben sich Zwischengruppen gebildet, ehemalige Schüler und Studenten, die sich durch Jobben ihr Geld verdienen und nicht mehr an eine akademische Berufsperspektive glauben. Die heutige Frage heißt, welches Verhältnis besteht zwischen den vielen linken Szenes und den Volksmassen.



Die Szenes sind Selbstorganisationsformen gesellschaftlicher Eliten. Wir genießen alles, was so angeboten wird, und außerdem noch die Früchte verschiedener Kämpfe. Gekämpft haben wir, um nicht mehr Bojen nur zu sein, die im Winde treiben, aus dem Drang, über unsere jeweiligen Lebensmiseren hinauszukommen. Und privilegiert sind wir (dazu zählen auch die ohne Abitur) durch unsere Geschichte, ohne daß jeder und jede einzelne vollständig an dieser Geschichte hätte teilnehmen müssen.

Wir können in dieser Szene unsere Reproduktion anders klären als normale Leute. Das schließt Fabrikarbeit nicht aus, aber es macht sie auch nicht für alle notwendig. Wir denken weiter und breiter, weil wir gelernt haben, anders mit unserem Kopf umzugehen, weil wir gelernt haben, unserem Kopf mehr zu vertrauen als der Bildzeitung oder der FAZ oder irgendeinem Professor oder Vater und Mutter. Die Szenes mögen Ghettos genannt werden, die Nichtverbindung mit den Massen mag beklagt werden – im Gegensatz zu dem Alltagsleben von Arbeitern, Direktorinnen, Bundeskanzlern, Hausfrauen und Fußballern ist unser Lebenszusammenhang ein Paradies der Vielfalt gegenüber den Millionen Ghettos in Hochhäusern, Landhäusern, Kasernen. Unser Privileg ist der Organismus „Linksradikalismus", Sumpf, Szene, davon leben wir. Avantgarden neigen zu einem schlechten Gewissen gegenüber den nicht privilegierten Massen. Das macht Avantgarden so verlogen, weil sie entweder ihre Vorrechte schon zu sichern wissen oder aber in lebensverneinende Todesräusche abflippen, wo sie dann, da sie sich selbst aus eigener Kaputtheit nichts gönnen, gern auch die anderen Menschen mitreißen in den allgemeinen Verzichtstrip und ihnen am liebsten Blut und Tränen versprechen.

Warum muß das so sein? Uns geht es nicht zu gut, sondern zu schlecht. Uns kann es noch besser gehen, wenn es auch allen anderen noch viel besser geht. Eliten lösen sich nicht auf, wenn sie in den Massen verschwinden, sondern erst dann, wenn auch die Massen zu Eliten werden. Die proletarische Revolution liegt nicht darin, alle zu geistes- und empfindungsgestörten Helden der Arbeit zu machen, sondern darin, alle zu der Genuß- und Lebensfreude zu bringen, deren Anfang wir im Kampf gegen Kapitalismus und Patriarchat für uns erobern.

Intellektuelle haben nur Lebenschancen, wenn sie sich entweder auf die Seite der Macht schlagen oder wenn sie sich gemein machen mit den Kleinen. Gemein machen heißt, den linksradikalen Elfenbeinturm der Selbstbeweihräucherung zu verlassen, nicht auf die Verengung des eigenen Freiraums zu starren in der Hoffnung, das Proletariat werde hier endlich eine Bresche schlagen, sondern dem Proletariat selbst solche Freiräume zu gönnen. Das Verhältnis Intellektuelle und Volksmassen ist nicht nur objektiv von der Verfügungsgewalt über irgendwelche Produktionsmittel abhängig, sondern auch von der subjektiven Haltung der Intellektuellen, die endlich die wahnsinnige Existenzangst verlieren müssen, daß ihr Kopfleben zu Ende sei, wenn sie ihren Job verlieren. Wenn ihnen klar wird, daß sie eh in einer Großen Fabrik leben und arbeiten, wird ihnen auch die kleine reale Industriefabrik vielleicht nicht mehr wie die Hölle vorkommen, sondern wie die Fortsetzung ihres bisherigen Alltags mit anderen Mitteln. Dahin könnte eine neue Debatte über die zu ergreifende Rolle der Intellektuellen im Proletarischen Emanzipationsprozeß geführt werden.

Doch noch ein kurzes Wort zu den „Autonomisten". Auch hier, wo man nicht immer vom unmittelbaren Zusammenhang Intellekt-Beruf betroffen ist, bedarf es einiger Korrekturen. Das ist die Sache mit dem „Arbeiterstandpunkt". Wir kritisieren an den kommunistischen Parteien, daß sie ihre Organisationspolitik immer im Namen der arbeitenden Massen gemacht haben, aber selbst bringen wir dann auch nur bessere Vertreterargumente. Der „Operaismo" weiß: „Autonomie ergibt sich nicht, Autonomie muß durchgesetzt werden – von Avantgarden" (so war ein Beitrag zum Thema revolutionäre Betriebsarbeit in der WWA – *Wir wollen alles* – überschrieben). Oder die Kritik an der Organisationsgeschichte der kommunistischen Versuche, die Arbeiterklasse zu emanzipieren, wird auf folgenden Begriff gebracht: „Das Interesse des Arbeiters ist, es nicht mehr zu sein" (*mehrwert(*, Heft 6, ‚Arbeiterstandpunkt und politische Ökonomie', 1974, S. 5). Hauptsache, die Elite weiß, was das Interesse der Massen ist.

Eine revolutionäre Linke wird erst dann zu den Massen kommen können, wenn sie zu sich selbst gefunden hat. Die Definition unseres konkreten Interesses steht noch aus. Die Lust etwa, Politik zu machen in Verhältnissen, wo nur wenige Politik machen, durch Politik also eine unverwechselbar erscheinende Identität und mag sein auch Subjektivität zu bekommen, ist beispielsweise ein Interesse, das nicht unbedingt mit der Emanzipation der Massen übereinstimmen muß. Was wäre die Linke, wenn das ganze Volk links wäre?
Wo bliebe der schöne Kampf, wenn wir uns alle einig wären? Die Theorie von der permanenten Revolution kann möglicherweise ein Produkt dessen sein, daß Revolutionäre sich an ihrer Minderheitenposition erfreuen. Welcher Revolutionär hält es aus, tatsächlich ein paar Jahre mit den Massen zu leben, ohne politisch intervenieren zu wollen oder das ganze ausschließlich strategisch zu kompensieren?
Nur mit dem Selbstbewußtsein und der Stärke, wir sind was Besseres, weil wir besser leben, und wir brauchen euch, um noch besser leben zu können in dieser Umwelt des geheim gehaltenen Todestriebes, nur mit dieser nicht mehr überheblichen Haltung gegenüber Leuten, denen es dreckiger geht als uns, werden Linke nicht in ihrem Ghetto der politischen Betriebsamkeit verenden als trauernde Opfer der gesetzmäßig verlaufenden Weltgeschichte.

Reformismus
Die Dialektik verflüchtigt sich

Alle Marxisten stellen sich dem REFORMISMUS. Revolutionäre sehen darin den abgefallenen Luzifer, der mit seinen – dem revolutionären Erbteil entliehenen und gestohlenen – Waffen ihren Kampf stört, revolutionäre Massenkraft fehlgeleitet und als Wolf im Schafspelz an der Macht des Kapitals und des bürgerlichen Staates selbst teilhat und die Massen knechtet.
Reformisten ist der Reformismus die einzige Möglichkeit, die immer noch vorhandene soziale Frage zu lösen und die Großen Ungerechtigkeiten zu beseitigen. Ob dies im vorigen Jahrhundert auch schon reformistisch oder noch revolutionär anzugehen war, wird von den linken und den rechten Reformisten unterschiedlich beantwortet. Zumindest scheint allen marxistisch orientierten Strömungen klar zu sein, was damals und was heute Revolution bedeutet.
Vor Jahren im „Revolutionären Kampf" haben wir es für ausgemacht gehalten, daß die sozialen, politischen und ökonomischen Verhältnisse umgewälzt werden müssen, und zwar durch Revolution auch in den Metropolen des Spätkapitalismus.
Das war marxistische Übereinstimmung vieler Fraktionen der Neuen Linken. Die inhaltlichen Unterschiede oder gar Gegensätze der vielen Revolutionskonzepte wurden von dem Kalauer überlacht, wonach sich die Umwälzbedingungen aus den Umweltsbedingungen ergeben und das somit auch heute gewaltsam statt friedlich geschehen werde/müsse. Nicht, daß die Debatte über Gewalt sinnlos ist, nur bezogen darauf, wie wir politisch handeln und uns verhalten, bringt sie gar nichts, wenn sie unter dem Dualismus von Gewalt/Gewaltlosigkeit steht.
Der Reformismus z.B. ist weder als Regierungs- und Verwaltungspartei gewaltlos noch sind antikapitalistisch-reformistische Aktionen von vornherein gewaltfrei. Pazifismus kann ein ungeheures Gewaltpotential beinhalten – z.B. die ursprünglich ‚gewaltfreie' Bürgerrechtsbewegung in den USA, z.B. schlichte Arbeitsniederlegung (!) in einer Fabrik, Revolution oder Reform – das ist nicht die Gewaltfrage!
Wenn wir das Wort vom ‚Reformismus' seiner agitatorischen Schlagkraft entkleiden wollen, dann tut auch jetzt die Frage noch not, die ein Teil, leider meist nur ein nebensächlicher, der Reformismusdebatte in der revolutionären Linken immer war: Warum verhalten sich so viele, es läßt sich auch sagen:

die Massen gegenaber den reformistischen Organisationen, nämlich Sozialdemokratie und Gewerkschaften, passiv-loyal? Ich bleibe beim Begriffspaar Revolution/Reform, obwohl dessen Bedeutung unklar geworden ist und in Gesprächen oft mehr Unsicherheit und Ungenauigkeit hervorruft, als daß man sich untereinander versteht. Auf rationale (semantische) oder historische Rekonstruktion verzichte ich, weil ich mir keine Sicherheit des Begriffs zutraue, und die Rekonstruktionsansätze lösen gegenwärtig vorzüglich uns selbst als Produkt von Geschichte in einen Prozeß innertheoretischer Sicherheitspolitik auf. Dem Ruf nach dem starken Mann im Staat korrespondiert der Aufschrei nach dem starken Begriff, der Kategorie mit Verfügungsgewalt, in der Wissenschaft. Wir ringen uns durch zur Anarchie des Denkens.
Das Erkenntnisinteresse von Revolutionären bei der Frage nach der Massenloyalität gegenüber reformistischen Institutionen wirkt meist jedoch schon verengend. Welche Tricks (Manipulationen) benutzen die Sozis, die Sausäcke, um die Massen einzududeln, ihnen das ewige Eia-Popeia vorzusingen – oder: welche objektiven Grenzen der Massensubjektivität bedingen, daß die Massen – ersatzweise ‚die Klasse' – geistig ein wenig beschränkt ist und deshalb auf die Reformisten hereinfällt?
Die Reformismusfrage in der revolutionären Linken erinnert an die staunende Frage des gutwilligen Pädagogen am Ende des Schuljahres, warum trotz *seiner* Anstrengung die Schüler und Schülerinnen mit der Ausnahme der Besten das Pensum nicht geschafft haben. Die Reformismusdebatte ist eine verschleierte Leistungsprüfung.
Natürlich gibt es auch den Alltag. Der Teekessel ist Alltag. Hat die Abteilung 18 ein Recht darauf, einen eigenen Teekessel gestellt zu bekommen, damit die Kollegen und Kolleginnen in den Pausen (oder sogar während der Arbeit) Tee trinken können?
(Den Schreibtischhelden, die sich über solche Fragen nur lustig machen, weil ihnen Revolution zu ernst ist, um von Teekesseln und dem Problem etwa, ob Papier auf dem Scheißhaus hängt, entwürdigt zu werden, kann eh nur helfen, daß sie ein paar Jahre am Fließband den die Füße schwermachenden und die Verdauung beeinflussenden Arbeiterstandpunkt kennenlernen).
Die Geschichte mit dem Teekessel wird schon auch ernst genommen, dabei aber überheblich ins eigene strategische Konzept eingeordnet – ob der Kampf um den Teekessel reformistisch oder revolutionär oder irgendwie dialektisch vermittelt sei. Überheblich ist, daß hier die urteilende Elite am Werk ist. Für sie lernt ‚der Arbeiter', wenn er anfängt zu kämpfen. Muskeln für den Klassenkampf bildende Sisyphusarbeit hat Rosa Luxemburg dies genannt. Der Arbeiter und die Arbeiterin sollen so lang streiken, bis sie rot werden.
Ja, das ist die revolutionäre Dialektik von Reform und Revolution. Sie läßt uns nun ein wenig kalt. Sie erscheint selbst als ein Eia-Popeia, das wir uns zur Selbststärkung vorsingen, weil die Verhältnisse noch nicht so tanzen, wie wir sie gern sähen. Der dialektische Tanzboden ist uns unter unseren Füßen weggezogen worden. Die Tage des Lernens, die uns

dadurch angebrochen sind, sollten wir nutzen. Der schöne Satz: „Die einzige Reform ist die Revolution" – diese unsere nicht eurokommunistische italienische Sonne – hat seine historische Bestandskraft im Heutzutage verloren. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß er in der Geschichte als Zusammenhang konkreter Aktionsverläufe immer wieder materielle Lebenskraft gewinnt.
Wir wollen verstehen, welche Reformen die Massenmenschen wollen, wie entfremdet „dem Eigentlichen, Authentischen" diese Willen denn auch seien. Und wie sehr sie oft im Widerspruch bis hin zum Antagonismus stehen zu unserer richtigen (korrekten, alternativen, operaistischen) Ansicht. Die Linke, und wir alle mit ihr, überläßt die Empirie *wieder* der instrumentellen Sozialforschung. Unser Feld ist der blaue Himmel oder die Geschichte oder die erdige Scholle, egal, ob wir Meinungen oder Körner anbauen.
Ich glaube, wir brauchen das arbeitende Leben in den Zwangsanstalten der Fabrikgesellschaft, die alltägliche Konfrontation auch mit dem REFORMISMUS in seinen Vertretern, den Funktionären und ihrer passiven Sympathisantenszene, um in unserer Verzweifelung und Angst nicht entpolitisiert, entwaffnet, reduziert zu werden.

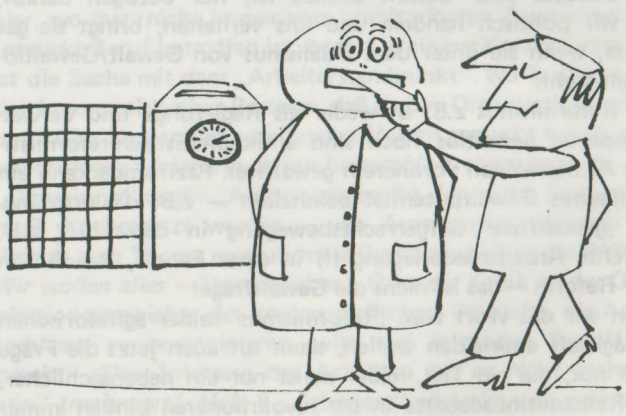
Leben in erster Person heißt, glaube ich, sich auch der Politik, die gemacht wird, nicht nur zu entziehen, sondern sie uns als Lebens- und Genußmittel wieder zu erobern. Ob sie dabei „neu zusammengesetzt" oder gar „alternativ" wird, das wird sich erweisen. Denn leider führt Verweigerung von Politik nicht zu ihrer Abschaffung. Um Politik für uns machen zu können, sollten wir auch die Brüder und Schwestern besser verstehen lernen, die an einer Front der Hoffnungslosigkeit, dem Reformismus, trotzdem für ein besseres Leben kämpfen. Ich möchte von dieser Front ein paar Geschichten erzählen.

Ein gewerkschaftlicher Freundschaftsbesuch in der DDR

In der Mittagspause betraten wir die Lehrlingswerkstatt. Den Meister hatten wir – alles Arbeiter, meist gewerkschaftliche Vertrauensleute, aus Westdeutschland – schon in dem Flur hinter dem Eingangstor kennengelernt, als die Lehrlinge gerade zum Mittagessen rauskamen. Wir, die Arbeiterdelegation, waren derweil aufgeklärt worden über die Ausbildung der Lehrlinge in der DDR und konkret in diesem Betrieb, einem Motorenwerk.
„Da hinten läuft ja noch ein Motor", merkte sofort mein Kollege Alfred und sah den Meister strafend an. Der, im grauen Kittel, eilte sofort nach hinten, von wo es motorig brummte. Er murmelte was von „. . . ich weiß auch nicht, was da. . . ". Dann war die Maschine gefunden, und er drehte den Schalter aus.
Triumphierend, weil er solch unsozialistische Nachlässigkeit entdeckt hatte, blickte Alfred in die Runde. Doch da holte ihn Hannes schon ein: „Sag mal, wieso brennt denn in der Pause hier volles Licht, ihr müßt doch auch Energie sparen, oder?"
„Kollegen", jetzt sah der Meister, woran er war, „das haben wir nur für euch getan, daß ihr euch hier so ein bißchen umgucken könnt."
„Ihr wißt ja," fiel der uns begleitende FDGB-Funktionär ein, „wir haben keine Geheimnisse vor euch. Und ich persönlich finde das ganz prima, wenn ihr hier uns kritisiert. Da können wir doch auch von euch noch was lernen. Ihr müßt ja immer bedenken: wir sind ein Volk von 18 Millionen Menschen, aber nicht 18 Millionen Sozialisten. Also, schaut euch um! Seid ruhig ganz brutal in der Kritik, wir vertragen das schon!"
Mit Interesse schauten wir uns die Maschinen an, die sich in diesem volkseigenen Betrieb der DDR von denen eines volksfremden Betriebs der BRD vordergründig-oberflächlich ein wenig in der Farbe unterschieden.
Der Meister kam noch mal auf die Ausgangspeinlichkeit zurück: „Kollegen, ihr kennt das ja mit den jungen Leuten, das ist ja bei euch genauso," die westdeutschen Mitglieder der Klasse, die in der DDR zur herrschenden umfunktioniert wurde, nickten. (‚Ja, diese jungen Spunde haben noch kein so richtiges Verhältnis zu/mit der Maschine.') „Und", sprach der Meister weiter, „da muß man es jedem einzelnen eben dreimal sagen, daß er die Dinger abzustellen hat in der Pause. Das tun die ja nicht aus Bosheit; aber die werden's schon noch lernen. . . "

„Die Leiter der Staats- und Wirtschaftsorgane sowie der Betriebe sind für die Durchsetzung der Grundsätze des sozialistischen Arbeitsrechts und die Einhaltung der Arbeitsrechtsnormen verantwortlich. Sie haben eine straffe Ordnung und Arbeitsdisziplin zur Erfüllung der ökonomischen und technischen Aufgaben, zur Einhaltung der technologischen Richtlinien, Sicherheitsbestimmungen und Erfordernisse des Gesundheits- und Arbeitsschutzes in der Produktion, Forschung und Entwicklung zu gewährleisten. Ihre spezifische Verantwortung wird durch Gesetze, Erlasse, Verordnungen, staatliche Weisungen sowie Einzelregelungen des sozialistischen Arbeitsrechts und Arbeitsordnungen nach den sich aus den Grundsätzen des neuen ökonomischen Systems der Planung und Leitung ergehenden Aufgaben des jeweiligen Staats- oder Wirtschaftsorgans bestimmt. "
§ 1 Abs. 3 Gesetzbuch der Arbeit der DDR vom 12. April 1961 (in der Fassung vom 28. Januar 1974).

In der Fabrik sehe ich Stechuhren. Hm, Sozialismus und Stechuhr, freiwillige Erhöhung der Arbeitsproduktivität und Kontrolle der Arbeitszeit – wie erklärt sich das?
Im Ruhrgebiet wurde vor Jahren in einem stahlproduzierenden Unternehmen die Stechuhr abgeschafft. Die Arbeiter(innen) selbst übernahmen die Kontrolle über die zu spät Kommenden und die zu früh Gehenden. Bei Opel in Rüsselsheim läuft seit über einem Jahr der „Versuch", die Stechuhr abzuschaffen. Die Lohnempfänger brauchen bei Arbeitsschluß nicht mehr abzustechen; sie müssen die Stechkarte bei Arbeitsbeginn allerdings in die Stempeluhr einführen.



Dieser Versuch ist mehrfach im Einvernehmen von Geschäftsleitung und Betriebsrat verlängert worden, obwohl einige unbelehrbare Kollegen und Kolleginnen ihren Arbeitsplatz schon so früh verlassen, daß es auffällt und sie dadurch den anderen, den Gutwilligen schaden, so daß die Vertrauensleute aufgefordert werden, die zu früh Gehenden in ihrem eigenen Interesse, das sie nicht zu kennen scheinen, wieder an den Arbeitsplatz zurückzuschicken, damit der „Versuch" zu einem guten Ende, nämlich dem Beseitigen der Stechuhr im Einvernehmen von Geschäftsleitung und Betriebsrat, geführt werden kann.
„Warum," frage ich (in der DDR) den BGL-Vorsitzenden, „habt ihr hier in diesem volkseigenen Betrieb noch Stechuhren?"
„Die Frage ist gut", wird mir geantwortet, „wir selbst finden das gar nicht so gut mit der Stempeluhr. Aber, Kollegen, wir sind noch nicht so weit. Ihr wißt ja selbst, es gibt immer einige, die sich nicht einfügen wollen. Das ist doch bei euch genauso. Ich kann doch nicht dauernd zu spät kommen und von den anderen verlangen, daß sie meine Arbeit mitmachen."
Die Kollegen aus der Bundesrepublik nicken. Schließlich gibt es auch bei uns solche Leute: immer auf die Kosten der anderen. Das kennt man. Gesamtdeutsch. Aber zum Glück sind es ja nur wenige. Gesamtdeutsch.
Ich schöpfe Hoffnung. Die Stechuhren in der Fabrik: ein Signal des vorhandenen, lautlosen Widerstandes. Die sozialistische Planerfüllung ist noch nicht für alle eine Angelegenheit von Kopf und Bauch. Auch der Krankenstand betrage knapp 10% und sei viel zu hoch, versicherten uns die Vertreter des Proletariats, selbst immer gesund und auf dem Posten. Die vorbildliche gesundheitliche Betreuung in der Fabrik, ein Ambulatorium mit Zahnarzt und eigener gynäkologischer Abteilung, wird mir trotz dem Vergleich mit westdeutschen Sanitätsstationen (Marke Schlachthaus und Holzhammertherapie, Pillen für die Arbeit) leicht verdächtig. Vertrauen in die eigene Kraft ist gut, medizinische Kontrolle ist besser, Lenin spricht, die Ärzteschaft mit am Sozialismus schafft.

Solange Arbeiter und Arbeiterinnen taylorisierte Werktätige sind und solange sie auf ihre Arbeitsleistung auch noch stolz sind, kann jeder Arbeiterstaat nur ein Arbeitslager sein. Weil er die entfremdete Scheißarbeit zum neuen Leit-Wert macht, die Gesellschaft also auch geistig taylorisiert.
Ein solcher Arbeiterstaat ist die DDR. Da müssen wir umdenken; es nutzt nichts, dem realen Sozialismus der DDR wieder Anführungszeichen umzuhängen, so wie einst der Antikommunismus in der BRD den realen Staat nur als Sogenannte oder auch „DDR" benannt hat, ohne ihn mit dieser Magie verbannen zu können.

Wir können zwar unseren idealen Sozialismus als menschliche Utopie dem entgegenhalten, aber da von nichts auch nur Nichts kommt, das Perpetuum Mobile eines sich selbst reproduzierenden Schlaraffenlandes noch nicht entdeckt ist, stehen wir mit dem hochgehaltenen Plakat vom Aufrechten Gang auch nur so lange herum, als der Hunger und der Durst uns nicht an die Geld- und Lebensmittelbeschaffung getrieben haben. Zurück zum realen Sozialismus! Die Abschaffung des Staates, den Linksradikalen immer eine Herzensangelegenheit, weil sie auf sein friedliches Absterben nicht vertrauen wollen, ist an die Abschaffung der Arbeit gebunden:
Solange es noch eine Arbeiter(innen)klasse gibt, solange wird es einen autoritären Staat geben, besonders dann, wenn die Arbeiter(innen)klasse die Macht übernimmt. Geht es um die Übernahme der Macht durch eine Klasse gegen eine andere Klasse, so hat es auch seine Richtigkeit, daß die nun herrschende Klasse, die Arbeiter(innen)klasse, sich durch staatliche Funktionäre repräsentieren läßt. Weil, wenn sie alle Verwaltung selbst machen wollte , dann wäre sie gar keine Arbeiter(innen)klasse mehr, sondern eine chaotische Selbstverwaltungsklasse. Und gearbeitet werden muß aber doch auch noch.
Wenn nicht mehr gearbeitet werden muß, brauchen wir auch keinen Staat mehr. Zum Glück entfällt dann auch die Diktatur des Proletariats, die natürlich immer eine übers Proletariat ist, weil nicht das ganze Proletariat regieren kann und nur die Monopolbourgeois' arbeiten. Also ist die linke Kritik Unsinn, die immer schimpft, daß da Diktatur über die Massen ausgeübt wird: Wenn schon Diktatur des Proletariats, wird es immer eine über den Großteil der Proleten und Bauern sein. Die Erfahrung lehrt, daß solche Diktatur nicht leicht zum Absterben zu bringen ist. Also wollen wir uns erst gar nicht auf Diktatur einlassen.
Aber Arbeit läßt sich nur abschaffen, wenn die Arbeitsprodukte überflüssig sind. Die Unmenschlichkeit der industriellen Massenproduktion läßt sich leicht von außen angreifen, wenn die an diesem Produktionsprozeß unmittelbar Leidenden gleichzeitig begierige Konsumenten seiner Ergebnisse sind. In der DDR wird die Mehrschichtsauslastung von technologieintensiven Betrieben damit gerechtfertigt, daß die Produkte halt in die Volkswirtschaft rausmüssen, weil das Volk schon neidisch in das Konsumparadies Bundesrepublik schaut. So bedingen sich Produktionshölle und Konsumparadies: auf Erden entsteht der Arbeiterstaat.

Es ist Schichtwechsel.
In der Drehmaschinenstraße kommen an die zwei ersten Halbautomaten zwei Frauen. Beide schauen so vor sich hin, wie man oder frau halt bei Schichtbeginn guckt.
Die eine stellt sich an die Maschine und wartet. Die andere nimmt einen Lappen in die Hand und wienert die Maschine blitzblank. Das grüne Schutzblech glänzt. Meister Propper geht um.

Deutsche Wiedervereinigung: in Rüsselsheim Wirklichkeit geworden. Willy Brandt (am Rednerpult) und Günther Guillaume (links) bei klammheimlicher Wühlarbeit unter Opel-Arbeitern in Rüsselsheim (Foto aus der Opelpost).

Später höre ich, dies sei die Vertrauensfrau dieser Abteilung. Das bezahlt sie teuer.
Ein Gabelwagen rangiert mit gestapelten Paletten. Der Kumpel des Fahrers kommt mit einem anderen Wagen vorbei und ruft ihm zu. Er will ihn wohl abholen zum Waschraum, weil Feierabend ist.
Der Gabelfahrer, ein junger Typ mit langen Haaren, fährt den Stapler so mit der Gabel unter eine am Rand stehende Palette, daß der Wagen den ganzen Weg versperrt. Er springt herunter und fährt mit dem anderen weg.
Einer aus der Spätschicht, der mit seinem Muli vorbeimuß, fährt fluchend den Gabelwagen zur Seite, nachdem er auch die Palette richtig eingeordnet hat.

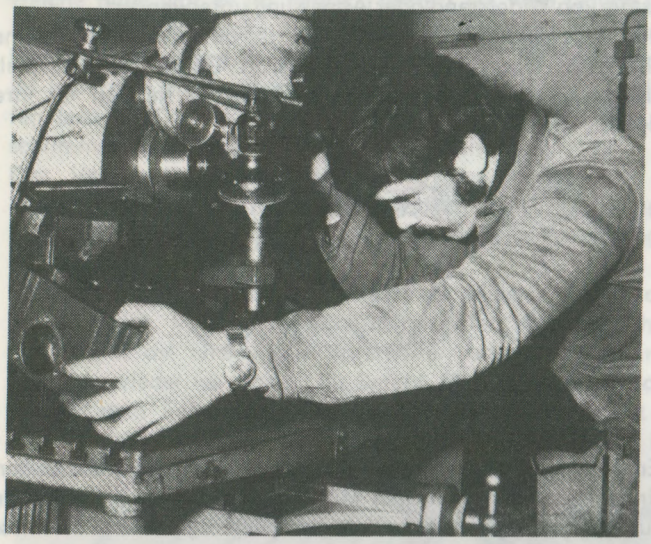
Als wir wieder heimfuhren von unserem Ausflug in den Sozialismus, hatte ein Kollege plötzlich Angst vor dem (westdeutschen) Bundesgrenzschutz. Der werde uns bestimmt die Broschüren und Bücher abnehmen, die wir in der DDR gekauft oder geschenkt bekommen hatten. Bei der Hinfahrt waren die Grenzpolizisten der DDR für ihn noch die Wächter des SBZ-Polizeistaats gewesen.
Wir, gesellschaftlich ein Nichts, waren in der DDR von hohen politischen Würdenträgern wie Kollegen behandelt worden. Wir sagten „DU" zueinander. Klar, daß bei uns so ein Haß auf die DDR propagiert wird, weil die nämlich wirklich was für die Arbeiter tut. Die Greuelpropaganda, die Leute hätten nichts Gescheites zum Fressen, wurde vor unseren Augen mit der Wirklichkeit gefüllter Lebensmittelläden widerlegt.

Auf der Heimfahrt war aus der VoPo eine Gruppe netter Menschen, also Kollegen, geworden, die man leider wieder verlassen mußte. Und das mit der Meinungsfreiheit, nun gut, dafür verdient der Biermann ja auch ganz schön viel Geld – und außerdem, wer gegen Gesetze verstößt, wird auch bei uns eingesperrt.

Wenn einer schon keine Macht hat, will er aber vielleicht gerne an ihr teilhaben. Die DDR, Staatsmacht und ökonomische Macht, ist in der Arbeiterbewegung in der Bundesrepublik nicht nur für Kommunisten der DKP Identifikationsbezug.

Gerade auch die linken Sozialdemokraten, die ernsthaften Gewerkschaftsfunktionäre der Basis (Vertrauensleute) sind fasziniert vom Arbeiter- und Bauernstaat. Die DDR ist nicht nur Staat-gewordener Sozialismus und deshalb Mitursache des Antikommunismus und des unpolitischen Bewußtseins beim Proletariat – die DDR ist auch die konkrete Utopie einer radikal-reformistischen Fraktion innerhalb der Gewerkschaftsbewegung, was weit über die DKP hinausgeht.
Die Macht der Parteispitzen in der DDR steht auf den Beinen der Ohnmacht des Proletariats in der Bundesrepublik – ein gesamtdeutsches Paradoxon.

Der Kampf gegen die Arbeit begründet die operaistische These von der ‚anderen'Arbeiterbewegung. Neben ‚die' Arbeiterbewegung ist, jetzt auch historiographisch, noch die ‚andere' getreten. Geht aber diese Erweiterung in die Vielfalt zweier Arbeiterbewegungen weit genug? Wo bleiben die Frauen, die Arbeiterinnen? Sollen sie als Mütter und Hausfrauen in den unbeschriebenen Nischen der Geschichte vergammeln, obwohl sie doch gerade auch in Fabrik- und Klassenkämpfen so oft entscheidende Avantgarderollen eingenommen haben?
Ich möchte bei dem Begriff ‚Arbeiterbewegung' bleiben. ‚Arbeiter(innen)bewegung' entspräche zwar der neueren, fast schon alternativen Sprachregelung, nicht jedoch der Wirklichkeit. Frauenbewegungen haben sich nicht zufällig außerhalb der Fabrik entwickelt, ohne daß sie dadurch einflußlos geblieben sind auf die jeweils historisch vorhandenen Arbeitszusammenhänge.
Aber die Arbeitswelt ist männlich.
Die Fabrik ist ein paternalistischer Puff und Arbeit Prostitution, der Verkauf des Körpers an fremde Begierden. Die bisherige veröffentlichte Arbeiterbewegung hat sich ihrer Geschlechtsspezifizität noch nicht entrissen, um schon als Bewegung von autonom miteinander umgehenden Männern und Frauen tätig sein zu können.
Männlich ist die Arbeitswelt als entfremdete Männlichkeit, als Patriarchat, nicht biologisch, sondern sozialhistorisch.



Das, was als Kampf gegen die Arbeit in der Fabrik — meist unter Ausschluß einer interessierten Öffentlichkeit — läuft, widerstrebt nicht nur der kapitalistischen Ausbeutung; dieses Brodeln und Sabotieren und Stören und Nicht-Mitmachen kämpft auch gegen die paternalistische Hierarchie, gegen die falsche Männlichkeit der industriellen Potenzsteigerung (Produktivitätsrate), der schwanzfixierten aggressiv-verhaltenen Produktionsweise, die ernsthaft und ohne Spaß Schrauben in Gewinde drehen und Kolben entlang an gefeuchteten Simmeringen in Löcher stoßen läßt. Die Sprache der Arbeit ist sexistisch: angefangen von der „Mutter" bis zur „Gummifutt" (Knäulbecher für Gips- und Zementanrühren), über den „Engländer" (Rohrzange) bis zu Hammer und Meißel.

Die meisten Frauen sprechen diese Sprache mit, sie verkleiden sich in der Fabrik als Männer mit weiblichen Geschlechtsmerkmalen. Das Vögeln wird beschrieben als eine Handlung, bei der die Werkzeuge richtig eingesetzt und angesetzt werden müssen. Sauber müssen sie auch sein. „Alles, was mit Loch zu tun hat, stinkt", sagte ein Kollege mal zu mir. Während der Arbeit gehen viele Frauen nicht nur pissen, sondern auch In-

Quarthefte
Tintenfisch 11
Jahrbuch für Literatur 1977
Herausgeber: Klaus Wagenbach
Quartheft 85. 128 Seiten. DM 7.80.
Tintenfisch 12
Thema: *Natur oder*
warum ein Gespräch über Bäume
heute kein Verbrechen mehr ist.
Hrsg. Hans Christoph Buch
Quartheft 87. 128 Seiten. DM 9.80.
Wagenbach

tim-Spray anwenden. Der im Fabrikgestank untergehende Geruch des menschlichen Körpers wird durch Plastik und Chemieprodukte ersetzt. Unglaublich viele industrielle Hand- und Maschinenbewegungen erinnern an die in Mösen oder Arschlöcher eindringenden Schwänze. Daß sich die Geilheit, die dadurch mitproduziert wird, nicht entladen kann, erzeugt Energie, kaputte zwar, aber vorhandene. Sie wird in Arbeit umgesetzt.
Es lohnte, Ökonomiekritik mit den Begriffen der Sexualpathologie, wie bürgerlich verkümmert sie auch seien, denk-experimentell zu erweitern: Kampf gegen die Arbeit als Verweigerung des Arbeit gewordenen genitalen Ernstes.
Und dennoch ist die Sinnlichkeit nicht tot. So pervers es klingen mag, gerade auch die Arbeit erhält die Erotik am Leben, Arbeit im Fabrikzusammenhang bringt Körper näher zusammen, macht möglich, daß Menschen miteinander reden ohne die Verkrampfung der Isolation durch die modernen Wohnsiedlungen, wozu auch die zerstörten Eigenheimsiedlungen in Dörfern gehören. Die Alternative zur durch die Fabrik stimulierten Sinnlichkeit ist Frigidität und Impotenz; paternalistische Sexualpraxis, so sehr gerade auch Frauen darunter leiden, wird dem Nichts vorgezogen. „Ich hab lieber 'nen Stecher als ganz allein zu sein."

Die Existenz in dieser Fabrikgesellschaft zerstört die Menschen zu Maschinenteilen, in Kopf, Bauch und Geschlecht. Du kommst schon aus dem kaputten Mutterleib kaputt heraus. Und bis wer in die Fabrik kommt, ist er/sie schon so an die Maschinenwelt gewöhnt, daß sie natürlich erscheint.
Deshalb macht die Arbeit erstmal nicht krank, sondern die Arbeitsleistenden sind schon so krank, daß sie diese Arbeit, die von ihnen gefordert wird, erbringen können, ohne sofort auszuflippen. Die Krankheiten, die unmittelbar durch die konkret bestimmbare Arbeit verursacht werden (Staublunge, Wirbelsäulenschäden, Knochenkrebs, Unfallfolgen, Magengeschwüre usw.) sind surplus-Lasten zusätzlich zu der Krankheit, als Arbeiter oder Arbeiterin in diese Fabrikgesellschaft geboren worden zu sein.
Was läge näher, als gegen diese Arbeit zu kämpfen für ein besseres Leben? Genauso nahe liegt auch, sich mit der Arbeit abzufinden, wenn keine Alternativen sichtbar sind, und trotzdem Leben in die Bude zu bringen.
Das ist der reale, vorhandene, massenhafte, ideologisch unfaßbare Kampf gegen die Arbeit. Aber: du kannst nur gegen die Arbeit kämpfen (Operaismo), wenn du einen Arbeitsplatz hast (Recht auf Arbeit). So schaut des Teufels Küche aus: wer arbeitslos ist, verliert das Recht, gegen die Arbeit kämpfen zu dürfen, und damit einen Teil seines Lebensinhalts.
Das nicht erkannt zu haben, war der Fehler unserer autonomistischen Position, die in der Community der Arbeitslosen schon die alternative Lebenswelt erhoffte. Der Sinn dieses Kampfes ist von interpretationserprobten Intellektuellen oft darin gesehen worden, daß auch für die einzelnen Kämpfenden die Arbeit abgeschafft wird. Aber dabei wurde vergessen, was denn dann im Alltag abgehen soll.
Beschrieben worden ist der Kampf gegen die Arbeit oft in Berichten über militante Fabrikkämpfe, Verweigerungsaktionen mit Propagandaeffekt, Streiks, in den Beispielen des ‚Arbeiterwiderstands'. Wir lassen uns gern von diesen Höhepunkten der Geschichte verführen und sehen dann (obwohl ganz andere, umfassende theoretische Einsichten sich in unseren Gehirnschubladen aufhäufen) die Wirklichkeit der krummen Kommunikation zwischen Arbeitenden und Maschinen, diesen obszönen Verkehr, nicht.

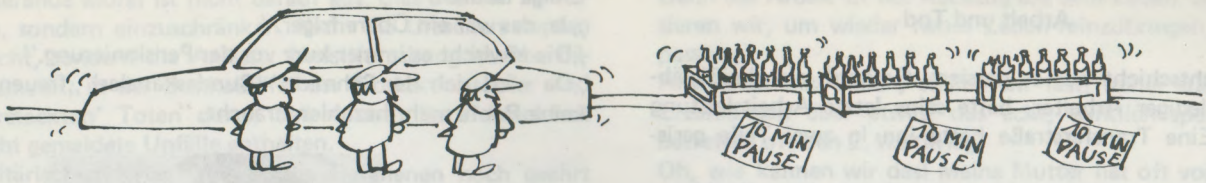
Am Beispiel: Produktivkraft Ablehnung der Arbeit

Ohne sozialwissenschaftliche Beweiskraft habe ich folgende Erfahrung gemacht. Wenn ich am Förderband schaffte, um Achsen ab- oder aufzuhängen, machte ich am wenigsten Fehler, wenn mir die Arbeit stank. Zusammen mit Hans sagten wir: „Wenn wir blau sind, arbeiten wir am besten."
Ängstlichere Kollegen, oft dem Nationalchauvinismus ausgesetzte Ausländer, bauten am meisten Scheiße, weil sie alles richtig machen wollten, um nicht aufzufallen. W., ein deutscher Kollege, der gern manchmal den Meister, der er nicht ist, spielt, machte oft Fehler, weil er vor lauter Verantwortung für seine und anderer Arbeit den Überblick verlor. Ich kann nur für Männer sprechen, weil ich den Mechanismus bei Frauen nicht nachvollziehen kann. Oft genug habe ich während der Arbeit Zeitungen gelesen, manchmal standen wir zu dritt herum und jeder blickte in sein Blättchen – und dabei haben wir in kritischen Situationen die Nerven behalten und Fehler wieder ausgebügelt, gerade weil der ganze Scheiß uns bewußt angestunken hat. Der Kämpfer gegen die Arbeit als Held der Arbeit.

Am Gegenbeispiel: Subversive Spiele

In dieser Existenz „Arbeite oder flipp aus" wird die Alternative von Widerstand oder Anpassung unterwandert.
Die Arbeitenden richten die Fabrik um zur Theaterbühne und zum Sportplatz, zum Kabarett und Abenteuerspielplatz; sie erobern die Hallen und eignen sie sich für ihre eigenen Spielzwecke an.

Entscheidend haben die Emigranten, die Massenarbeiter(innen) aus den südlichen Mittelmeerländern, die Deutschen aus ihrer nationalen Ernsthaftigkeit hervorgelockt. Über diese multinationale Vermischung, die viel stärker bei der Arbeit den nationalen Chauvinismus zu zerstören beginnt als dies in Wohnvierteln, den defensiven Ghettos der ausländischen Community möglich ist, über den emanzipativen Anteil der Fließbandarbeit bei der Entwicklung eines neuen Ansatzes von proletarischem Internationalismus ist bisher zu wenig gesagt worden, weil wir die multinationalen Massenarbeiter(innen) gerne als die arbeitsverweigernde Speerspitze der Fabrikautonomisten interpretiert haben. Gerade aber diese maschinenstürmende Militanz hat ein paradoxes Ergebnis gezeitigt: die Emigraten haben durch ihren Verhaltensstil die Arbeit erträglicher gemacht, indem sie die Utopie vom Leben als einem permanenten Fest prall bebilderten. Die imperialistisch verursachte Völkerwanderung hält die kapitalistische Massenproduktion aufrecht, zerstört aber die Kultur des Abendlandes. Die Türken werden nicht mehr vor Wien zurückgeschlagen, sie werden importiert. Die Folgen sind unabsehbar. Die deutsche Sprache wandelt sich, in den Abteilungen der Fabriken entstehen neue Formen von Kommunikation – spezifische Geheimsprachen entwickeln wir in der Arbeit zusammen. War das Rotwelsch die regionalistische Verweigerung gegenüber den jeweiligen nationalen Zentralsprachen, geübt von Zigeunern, fahrendem Gauklervolk und



Randmenschen der geordneten Gesellschaften – so ist heute das Kanakkendeutsch ein Anfang, neu zu denken. Alle Nationalitäten können sich damit verständigen, weil es eine Sprech- und Körpersprache ist. Nicht der ‚Satz' als Objekt sprachlogischer Betrachtung existiert, allein die soziale Situation entscheidet über ‚Bedeutung' und ‚Sinn' des Geäußerten.

„Villai gu – villai nih gu" (vielleicht gut, vielleicht nicht gut), ein Sprachbild aus der Abteilung, in der ich geschafft habe, kann u.a. bedeuten: 1. Das machen wir nicht, 2. Das machen wir trotzdem, 3. Mir geht es schlecht, 4. Mach kein' Scheiß, 5. Laß mich in Ruh usw.

In der Fabrik – auf dem Arbeitsplatz – entstehen Szenen einer proletarischen Kultur, die wenig zu tun hat mit demjenigen sozialistischen Realismus, der den Klassenkampf als dramaturgische Auflösung des Klassenwiderspruchs auf die Bretter stellt. Solch instrumentelle Kunst, die in den Dienst der Politik gestellt wird, ist gekennzeichnet dadurch, daß sie langweilig ist. Die spontanen Kunstaktionen sind böswillig, nicht gutgemeint.

Welche Fülle gibt es im Fabrik-Theater! Da wird täglich neu improvisiert das Stück „Vorgesetzten-Beschimpfung". Szene: Der Meister kommt in die Lackierei. „Seid ihr wahnsinnig, ihr habt zwei Wagen überhaupt nicht –, ihr habt sie durchlaufen lassen." Das ist erst der Anfang einer ernsten Rüge, die schlimme Folgen für jeden einzelnen androhen soll.

Der Vorarbeiter schlägt die Hacken zusammen, legt die Hand an den Schutzhelm und erwidert, militärisch knapp: „Zu Befehl, Meister, Gruppe ist wahnsinnig, hat zwei Wagen durchlaufen lassen!"

Mit sich rötenden Wangen versucht der Meister erneut, den Kollegen ihr Versäumnis vorzuhalten. Der Kolonnenführer (so heißen die ehemaligen Vorarbeiter, oder Schichtführer) fällt ihm wieder ins Wort: „Zu Befehl, Meister, wird gemacht, werden dem Feind die Stirn bieten." Der Meister merkt an den Körperbewegungen der anderen, daß sie lachen und ihn nicht ernst nehmen. Er geht.

Fast alle kennen die Komödie vom in der Maschine liegengebliebenen Schraubenschlüssel, zu der die Musik von aneinander reibendem Material spielt – absurde Orgien der Materialzerstörung.

Da bleiben Bänder stehen, nicht, weil der Arbeits-Regisseur es anordnete, sondern die Komödiantentruppe die Bühnentechnik mitten im ersten Produktionsakt selbst mal kurz ausprobierte.

Ich schlage vor, daß wir in Zukunft aus unserer Modellrepublik Deutschland (Ost *und* West) Material sammeln zu einem Band, der die vielen Szenen aus dem großen Fabrik-Spektakel, diesem Theater aus dem Untergrund der Maschinenwelt, enthält.

Arbeit und Tod

In der Nachtschicht war es passiert. Gerhard, ein dreißigjähriger und lediger Arbeiter, hatte seine letzte Arbeitsleistung erbracht. Eine Transferstraße hatte ihn in zwei Teile gerissen.

Am Morgen stand die Maschine still. Es wurde zu ihr hingepilgert, weil die Leute das Blut sehen wollten. Der Staatsanwalt war schon angekündigt. Er kommt immer bei Arbeitsunfällen mit tödlichem Ausgang. Um nach der Schuld zu sehen, damit die Verantwortlichkeit geklärt wird. Juristisch handelt es sich meist um fahrlässige Handlungen oder Unterlassungen.

Ich hatte schon vorher von Gerhard gehört. Er soll ein ganz Wilder gewesen sein. Aus lauter Eifer hat er oft mehr als die vorgegebene Stückzahl gemacht, hat sich – natürlich freiwillig und mit Hilfe der Ellenbogen gegen andere – in die Nachtschicht vorgekämpft, wegen der Zulagen. Du kriegst ja nichts geschenkt.

Diesmal machte ich auch mit.

„Selber schuld, der Idiot, von selbst reißt dich die Heller" (Name der Transferstraße) „nicht kaputt."

„Der ist über das Absperrgitter reingeklettert, um was zu reparieren!"

„Ihr Männer", sagte der Meister, „greift nicht in die laufende Maschine. Laßt doch lieber so'n Ding kaputt gehen, das wird ersetzt, aber eure Knochen, wenn die kaputt sind, das lohnt sich doch nicht."

Mein Vertrauensmannstolz – der innere Sicherheitsbeauftragte war geweckt – unterstützte das: „So Kerle gehörn kaputt geroppt, vielleicht kapieren die andern Ochsen dann, daß das nicht ihre Fabrik ist. . . "

Auf der Heimfahrt reden wir, die restlichen frankfurter Spontis in der großen Fabrik, über den Arbeitsmord. Vor Jahren hätten wir noch ein Flugblatt gemacht. Aber heute sind wir abgebrüht, proletarisch realistisch. Voll von Strafbedürfnis gegen diese Klasse, von der nun ein Mitglied exekutiert worden war. Abschreckung: Wer so zur Arbeit greift, soll auch durch die Arbeit umkommen. Das Wort vom Opel-Ochsen richtet uns, die ANDEREN, auf.

Zumal der Gerhard auch noch den Notschalter abgeklemmt hatte, der ihn hätte retten können, als der eine Wagen mit den Bohrern auf ihn zukam. Da war nichts mehr zum Abschalten. Das war der Tod.

In der Fabrik ist der Tod eine Schuldfrage. Auch „Eiersack" ist selber schuld. Eiersack wird er genannt, weil sich sein Name so schön verhunzen ließ. Er war schon über sechzig. Die Rente stand vor der Tür. In seiner Abteilung, einer kleinen von etwa 15 Mann, war er des Meisters zusätzliche rechte Hand. Sekunden vor Feierabend – also, da diese Abteilung nur in der Frühschicht schaffte, kurz vor viertel nach zwei – stand Eiersack mit der erhobenen rechten Hand an dem Schalter, der für die Beleuchtung in *seiner* Abteilung zuständig war. Mit dem anschwellenden Beginn des Brummens (die Geräusche der Feierabend- und Arbeitsbeginnsirene werden bei Opel nach allgemeiner Übereinstimmung Brummen genannt) schaltete Eiersack das Licht aus. Eiersack, der Herr über Licht und Dunkel, schließt seinen Arbeitsbereich mit Finsternis ab.

Dann erst ging er, während ihm schon manche umgezogene Kollegen entgegenkamen, hoch in den Waschraum und zog die Arbeitskleidung aus und die Zivilverkleidung an. Denn eigentlich bist du DU, wenn du den Blaumann trägst. Zumindest wirst du ein anderer Mensch durch das Umziehen.

An einem Montag kam Eiersack nicht. Er sei krank, hieß es. Ein paar Tage später hüpfte Achmed zwischen den Maschinen hindurch in der kleinen Pause und rief lachend und klatschte in die Hände: „Eiersack ist tot, Eiersack ist tot!"

Ihm sei sonntags schlecht geworden, er habe sich ins Bett gelegt, und in der Woche darauf ist er gestorben.

Einige lachten.

„Ja, das war ein Übereifriger."

„Die erwischt es immer kurz vor der Pensionierung."

„Da wird sich der Schmidt" (Bundeskanzler) „freuen, daß er keine Rente mehr bezahlen braucht. "

Ich habe lange diesen Todestrip für *eine* einheitliche Weise proletarischen Unterdrücktseins gehalten. Wovon sie befreit gehören.

Es ist doch oft die Überheblichkeit der Privilegierten, die den Blick verstellt.

Der Tod in der Fabrik, der Arbeitsunfall mit beendendem Exitus, durchbricht ein Tabu, das der Selbstdisziplin. Deshalb wird er, der vielleicht auch nicht immer ein Zufall-Opfer, sondern ein selbstertastetes Opfer war, als Unfall denunziert, als Schicksalsschlag. Da sind sich die Klassen einig. Schweigen herrscht über die Opfer und ihre Opferbereitschaft.

Die Fabrik ist Kriegsschauplatz. Produktion ist Produktionsschlacht. Die Proleten haben diesen Krieg nicht erfunden, sondern vorgefunden. Genauso geht es den Anleitenden und auch den kapitalistischen Charaktermasken. Auch die Arbeitenden müssen sich in diesem Krieg zurechtfinden.

Ich will im folgenden kein hohes Lied auf die Bandarbeit singen, sondern erinnern an die Kraft von Menschen, die trotz Fließbandkrieg noch leben zu können. Das Schauspiel des Kampfes gegen die Arbeit findet in den Schützengräben der Industrielandschaft statt. Und die Soldaten desertieren nicht, sie sind allerdings auch nicht nur die Idioten des Generalstabs.

In der Fabrikgesellschaft zieht regelmäßig die Geschäftsführung Bilanz. Die Produktion muß gesteigert werden. Im Jahre 1975 wurden in der gewerblichen Wirtschaft und der Metallwirtschaft 1.582.760 Arbeitsunfälle der Berufsgenossenschaft angezeigt, dabei gab es 3.499 Tote. Auf 100.000 Versicherte „entfielen" 19 Tote. Diese 3.500 Toten im Jahr, Opfer des Arbeitsterrorismus, begründen im Gegensatz zu den vielleicht 35 Toten als Opfer des Guerilla-Terrorismus keine Überlegung, die Arbeit abzuschaffen, da sie gefährlich und offensichtlich verfassungsfeindlich ist. Noch deutlicher ist das Verhältnis bei den Toten im Straßenverkehr. Unsere Gesellschaftsordnung beruht darauf, daß Köpfe und andere Körperteile rollen müssen für die Aufrechterhaltung der Arbeitsordnung. Das ist das schon vorhandene vornukleare Restrisiko.

Wo gehobelt wird, fallen Späne.

Die regierende Moral ist nicht darauf aus, dies Sterben zu verhindern, sondern einzuschränken. Nicht die Ursachen werden untersucht, sondern die Anlässe. Unfallforschung ist Oberflächenkosmetik; in der Dunkelziffer der Produktionsopfer sind die ‚versteckten' Toten durch Selbstmord, Berufskrankheit und nicht gemeldete Unfälle enthalten.

Im militärischen Krieg werden die Gefallenen noch geehrt durch Gedenktafeln, Mahnmale und Sprüche. Süß und ehrenvoll war es, für das Vaterland zu sterben. Heute noch auf stolzen Rossen, morgen durch die Brust geschossen.

Die Helden der Arbeit, wo werden sie geehrt, wenn sie auf dem Feld ihrer Ehre gefallen sind? In Statistiken und Schweigeminuten am Jahresende bei Betriebsversammlungen tauchen sie noch mal kurz aus der Ewigkeit auf, dann verschwinden sie, bescheiden wie im ganzen unerfüllten Arbeitsleben.

Die Arbeitssoldaten sind selbst nicht sehr soldatisch. Sie empfinden die Nicht-Ehrung der Gefallenen nicht als Mangel, da sie sich gar nicht so sehr auf diese Kriegstragödie voll einlassen. Es ist viel vom braven Soldaten Schwejk in ihnen.

„Was haben wir heute wieder gekämpft", sagte stets einer, wenn er nach der Arbeit am Band hoch zum Umziehen an den Spind kommt. Dieser mein Spindnachbar ist ein resignierter Frontsoldat. Er glaubt an keinen Friedensvertrag zwischen Kapital und Arbeit. Und er geht davon aus, daß die da oben am stärkeren Hebel sitzen, strategisch überlegen sind, den Stellungskrieg in ihren Händen haben.

Viele setzen darauf, nach dem Krieg um 4 Uhr zu Hause ihre Familie zu treffen, um endlich mit dem Leben anfangen zu können. Wie alte Soldaten nach dem Krieg, so sehnen sie sich oft nach der Pensionierung, wenn die Rente kommt, nach den Frontabschnitten und der herzlichen Produktionskameradschaft in der Fabrik zurück. Bis du soweit kommst, mußt du sehen, daß du nicht untergehst.

Den Arbeitsverwaltern in der ganzen Welt macht der Kampf gegen das Untergehen Schwierigkeiten.

Denn der ist Partisanentätigkeit, alltägliche Fabrikguerilla. Aber anders als die Vereine, die sich in der Bundesrepublik als Metropolenguerilla ihre Kriegsschauplätze selber erfinden, sich das vorstellen können.

Ich hörte folgendes: der Betriebsleiter unseres Produktionsabschnittes wohnte früher in Rüsselsheim. Nachts sollen ihm Steine und Dreck ans Haus geworfen worden sein. Er wurde belästigt. Er soll, natürlich aus anderen Gründen, in eine andere Stadt gezogen sein. Er sei, so heißt es, dort nicht im Telefonbuch zu finden.

Betriebskrieg: so manche Vorgesetzten würden sich wundern, wenn sie wüßten, welch konkrete Folterfantasien ihre Untergebenen ihnen gegenüber entwickeln.

„Wenn der" (gemeint ist der Meister) „mal hier röchelnd auf dem Boden liegt, dem helf ich nicht, den tret' ich so lange, bis er ruhig hält!" Diese Aussage wird plastisch mit stampfendem Fuß bebildert. Mord: in Zeiten der Arbeitshetze, wenn du am Band stehst, kann es passieren, daß du einen Fehler machst. Das Band aber läuft weiter und du mußt hinterher , du holst nicht sofort auf – es kann, tatsächlich, Stunden dauern. Seltsam, daß in diesen Momenten, in denen sich ein dunkler Schleier blinden Hasses vor deine Augen legt, sich kein Vorgesetzter blicken läßt. Es könnte geschehen, daß du ihn tötest. Mit einer Eisenstange, mit Tritten, die durch deinen Sicherheitsschuh mit der Stahlkappe so gefährlich werden können. Das ist keine Übertreibung. In der Fabrik gibt es die Sensibilität der Grabenkämpfer. Wenn der Gegner bis aufs Blut gereizt ist, empfiehlt sich Zurückhaltung. Der Meister zieht als Patrouille weite Kreise, um den Überblick zu wahren. Er greift nicht an (ein).

Scheiße ist, daß du, und das ist Klassenschicksal, nur taktische Siege erreichst, strategisch bist du auf dem permanenten Rückzug. Das Kriegsbewußtsein in der Fabrik ist ein Rückzugsbewußtsein. Da kommt es vorrangig aufs Überleben an. Denn die Arbeit ist der Rückzug aus dem Leben. Das kompensieren wir, um wieder neues Leben reinzubringen, durch Anpassung.

Ansonsten hat Leben, stellen wir fest, früher stattgefunden. Erzählungen über etwas, das echt, wirklich spannend war, betreffen oft den 2. Weltkrieg.

Oh, wie kennen wir das! Meine Mutter hat oft vom Leben in den Ruinen, den Luftangriffen, den Todesängsten erzählt. Und dann die Männer, die von der Front berichten. Bei vielen Menschen merkt man, daß sie nach dem Krieg aufgehört haben, um ihr Leben zu kämpfen, daß sie aufgehört haben zu leben.

Aber die Produktionsschlacht ist ja nur ein Rückzugsgefecht für die, die arbeiten müssen. Die Produktionsanleitenden mögen in ihrer Kriegsberichtserstattung von Siegen erzählen können, von der Vernichtung des (konkurrierenden) Gegners, von der Befriedung des Feindes – uns bleibt die Melancholie der Unterlegenen. Doch vielleicht erfüllen wir sie mit mehr Leben als unsere Leiter (Führer) ihre Siegesräusche, wenn sie sich an Ausstoßzahlen erfreuen.

Wenn also Arbeit Krieg ist, müßten die Arbeitenden das Konzept Metropolenguerilla, das für sich sogar Kriegsrecht fordert, doch verstehen.

Und wie die das verstehen. Guerilla ist ein Krimi: Tatort Bundesrepublik. Guerilla ist wie Bankräuber. Da werden eigene Träume an andere delegiert, weil die Angst eigene Handlungsspielräume zubaut. Werden Bankräuber oder Guerilla erwischt, dann trifft sie der gesammelte Volkszorn der Frustrierten. Wer es gewagt hat und erwischt wird, hat noch einmal bewiesen, daß der kleine Mann und die kleine Frau eh nichts machen können. Deshalb gehören sie an die Wand gestellt.

Es kann passieren, daß ein Arbeitskollege die Todesstrafe für Terroristen fordert und zwei Stunden später erklärt: „Jetzt müßten so ein paar Palästinenser kommen und hier mal richtig mit dem MG reinhalten."

Die Guerillagruppen werden zunächst als das beobachtet, was sie so gern sein möchten, die bewaffneten Soldaten („Die bewaffnete Linke") für die Interessen des Volkes oder der Arbeiterklasse. Wenn sie, wie es in unserer Republik der Fall ist, nichts erreichen, ereilt sie ihr Schicksal auf fast schon logischem Weg. Sie werden beschimpft und gejagt, weil sie militärisch zu blöd sind, obwohl sie doch vorher mit ihrer Logistik so angegeben haben. Die „Gefangenen" werden genauso gehaßt wie alle anderen Mörder und Vergewaltiger, also die Kriminellen.

So gehts der Avantgarde mit dem großen Anspruch, im Dienst des Volkes zu stehen. Das Volk pfeift auf seine Diener, wenn sie ihm nichts bringen, servieren können. So werden die heimlichen Führer bestraft, die weder führen noch dienen können.
Dennoch ist ja Krieg.
Aber er wird von unten nicht mit dem Mitteln derer von oben geführt. Die Entstehungsgeschichte des Volkskrieges, z.B. der Kampf der Russen gegen die napoleonischen Heere, zeigt die Phantasie in den Völkern, sich der Militärtechnik der Feinde zu entziehen und mit eigenen, vom Feind erst als primitiv verlachten Mitteln Widerstand zu leisten.
Es geht mir jetzt nicht um die internationale Verflechtung des Guerilla-Kriegs heute, der nirgendwo mehr autonom geführt wird, sondern um die regionalen und abteilungsspezifischen Kämpfe in den Fabriken. Die sind primitive Kriegshandlungen.
Das ist nicht ein taktisches Problem, dessen Lösung aus der Waffenungleichheit herzuleiten wäre. Es geht vielmehr darum, im Krieg nicht durch die Technik des Gegners sich ihm auch seelisch und materiell anzugleichen, zu seinem „Waffenbruder" zu werden. Die Technologie- und Materialschlachten töten das Menschliche auch im militärischen Sieger.
Der vorindustrielle Krieg, den die Arbeitsverweigernden, die Schauspieler des Produktionsspektakels, die Subversiven und die Maschinenstürmenden kämpfen, kommt aus vorgeschichtlichen Kräften. Er ist nicht aus der Logistik der Technik empfunden, sondern rührt aus dem Restbestand in der Arbeit, der heute noch als Stoffwechsel des Menschen mit der Natur bezeichnet werden kann.
Dieser primitive Krieg mit der Natur, der das utopische Wesen ausmachen könnte des Verhältnisses von Menschen und Natur, beläßt beiden ihre Waffen; wer Büffel jagt, kann unter die Hufe kommen. Die Krieger und Kriegerinnen sehen der Natur ins Gesicht, wenn sie sich mit ihr schlagen.
Der Blitz kann töten; aber was ist ein animalischer Tod im Gewitter gegenüber dem humanischen Opfer der maschinellen Vernichtung in der technischen Produktionsschlacht?

Matthias Beltz

SOZIALISTISCHER UMWELTKONGRESS
vom 28.10.1977 – 6.11.1977
in Frankfurt
Veranstalter: Sozialistisches Büro, Jungsozialisten Frankfurt

I. Umweltkrise und Produktionsweise

mit einer Einführungsveranstaltung am 28.10.1977, 20.00 Uhr, Ort: Universität Frankfurt, Hörsaal VI und Arbeitsgruppen am 29.10.1977, 9.00 – 18.30 Uhr, Ort: Fachhochschule Frankfurt, Nibelungenplatz 1, zu den Themen:
1. Ökonomische und politische Ursachen der Umwelt- und Energiekrise; 2. Konkrete Kapitalbewegung und Atomenergie; 3. Rationalisierung/Arbeitsplätze/Energiepolitik; 4. Inhalte und Grenzen von Wachstum; 5. Umwelterfahrung/Medien/Bewußtsein

II. Umweltkrise und Dritte Welt

mit einer Einführungsveranstaltung am 29.10.1977, 20.00 Uhr, Ort: Fachhochschule Frankfurt, Nibelungenplatz 1 und Arbeitsgruppen am 30.10.1977, 9.00 – 16.00 Uhr, Ort: Fachhochschule Frankfurt, Nibelungenplatz 1, zu den Themen:
1. Umweltzerstörung als Folge von Kolonialismus und Neokolonialismus; Technologietransfer und ökologisches Gleichgewicht; 2. Wachstum und Unterentwicklung; 3. Theoretische und praktische Alternativmodelle

III. Perspektiven und Strategien: Arbeiterbewegung, Umweltschutz, Bürgerinitiativen

mit einer Einführungsveranstaltung am 4.11.1977, 20.00 Uhr, Ort: Universität Frankfurt, Hörsaal VI und Arbeitsgruppen am 5.11.1977, 9.30–18.00 Uhr, Ort: Fachhochschule Frankfurt, Nibelungenplatz 1, zu den Themen:
1. Gewerkschaften und Umweltschutz; speziell Atomenergie; 2. Umweltkrise und politische Entscheidungsstrukturen; 3. Bedingungen eines erfolgreichen Widerstands gegen Umweltzerstörung

IV. Podiums- und Abschlußdiskussion

Sonntag, den 6.11.1977, 11.00–13.00 Uhr in der Universität, Hörsaal VI. – Abschließend soll gemeinsam diskutiert werden, was a) in den Arbeitsgruppen als wesentlich und übergreifend erkannt wurde und zugleich b) dort nicht zu Ende diskutiert werden konnte. Diese Thematik kann nicht vorweg bestimmt werden, sondern muß durch die Arbeitsgruppen im Verlauf ihrer Diskussionen festgestellt werden. Auf dem Podium soll deshalb nur diskutieren, wer sich an den Diskussionen der Arbeitsgruppen intensiv beteiligt hat.

Der Kongreß tanzt

am Samstag, den 5.11.1977, 20.00 Uhr in der Fachhochschule Frankfurt, Nibelungenplatz 1. Theater – Songs – Tanz – Essen – Filme – Selbstdarstellung von Gruppen: und was Ihr Euch sonst noch alles unter einem Ökologiefest vorstellt.

Kongreßbüro: Kleine Hochstraße 5, 6000 Frankfurt 1, Tel. 0611/ 28 52 81, Mo. – Fr. 15–18.30 Uhr
Vorbereitungsbroschüre mit vielen, wichtigen Thesenpapieren im linken Buchhandel oder beim Kongreßbüro (gegen DM 3.50 in Briefmarken) zu erhalten.

Verlag Association GmbH

Neuerscheinungen

Raoul Vaneigem

Handbuch der Lebenskunst für die jungen Generationen

Das **Handbuch der Lebenskunst** ist das Basis-Buch der generalistischen Selbstverwaltung. Als solches wendet es sich auch nur an die Individuen, die entschlossen sind, mit der durch Profit und Macht verkehrten Welt Schluß zu machen und Situationen zu schaffen, die jede Umkehr unmöglich und die Verwirklichung der Wünsche und des leidenschaftlichen Abenteuers endlich möglich machen.
Das **Handbuch der Lebenskunst** beansprucht, wenn es die Unmenschlichkeit jeder auf Arbeit, Opfer, Austausch, Herr-Knecht-Beziehungen, Trennungen gegründeten Gesellschaft denunziert, der ideologischen Integration und der Kultur zu entgehen, um eine ständige Aufforderung zur individuellen Befreiung, ein allen zugängliches Instrument der Liquidierung der Ware, des Staates, der Klassengesellschaft und jeglicher Hierarchie zu sein.

Erscheint Herbst 1977 , ca. 300 S., ca. DM 20,–

Erich Fried

So kam ich unter die Deutschen

Gedichte

Bereits in den sechziger Jahren kam der jüdisch-österreichische Emigrant vor den Nazis, Erich Fried, zurück nach Deutschland – damals noch voller Hoffnung, daß sich die Vergangenheit nicht wiederholt.
Heute, nach Vietnam, der Studentenrebellion und dem mörderischen Polizeistaat BRD ist Fried Mitglied des P. P. Zahl-Komitees, Teilnehmer bei unzähligen Veranstaltungen zur Solidarität mit politischen Gefangenen und einer der bedeutendsten deutschsprachigen engagierten Lyriker. Seine Gedichtzusammenstellung zeigt, daß es bereits 5 vor 12 ist, aber auch Hoffnung und Mut zur Veränderung vorhanden ist. **124 S., 10,– DM**

Bruns/Schrammer/Larking/Bolle

Mit Samthandschuh und Eisenfaust

Polizei in der BRD

Diese Arbeit untersucht die Struktur der Polizei und die soziale Zusammensetzung der in ihr Beschäftigten. **208 S. DM 15.–**

2 Hamburg 13
Postfach 13 22 51
(040) 41 74 84

Verlagsprospekt anfordern!

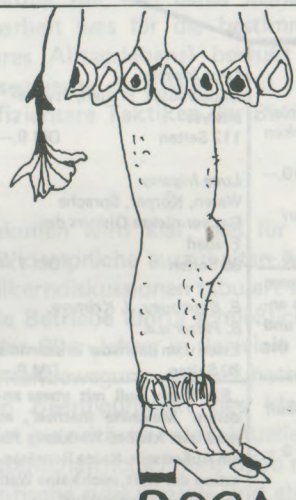
FRAUEN IM WIDERSTAND 1933 - 45

wir wußten, daß es viele frauen gegeben haben soll, die hitler zugejubelt haben, die damals "politisiert" wurden. es gab aber auch einen widerstand. da mußten frauen dabeigewesen sein. wir machten uns auf die suche nach denen, die damals gelebt und gekämpft haben, wollten ihre motive erfahren und ihre arbeit beschreiben, die offensichtlich durch das raster der bisherigen geschichtsschreibung durchgefallen ist, wollten auch wissen, wie sie heute leben und arbeiten. dabei haben wir einen großen bogen geschlagen, weil wir über die geschichte des widerstandes und die geschichte der frauenbewegung noch gar nichts wußten. die geschichte der frauenbewegung zwischen 1933 und 1945 ist noch kaum beschrieben bisher. so haben wir aufgeschrieben, welche rechte die frauen bis 1933 erkämpft hatten und wie sie dann entrechtet wurden, wir haben über die geschichte des widerstandes 1933 bis 1945 und über die besondere rolle der frau darin gearbeitet. wir haben versucht, das alles zu konkretisieren an zwei interviews. weil wir auf 200 seiten vieles nur anreißen konnten, wollen wir weiter suchen, sammeln, analysieren, beschreiben, sowohl theorie als auch erfahrungen.

190 seiten / dm 11.–

verlag frauenpolitik

44 münster wolbeckerstr. 78



ROSA KALENDER78

Der 1. Schwulenkalender!

Er kostet 7 Mark und ihr bekommt ihn in den linken Buchläden, gegen vorherige Einzahlung von 7 Mark auf Postscheckkonto Nr. 241539-509 (Postscheckamt Köln), D. Castro oder per Nachnahme bei den AACHENER PRINTENSCHWESTERN c/o D. Castro, Oppenhoffallee 112, D-5100 Aachen.

Oh wie schön!

nr.7
2.-dm

zeitschrift der autonomie

ITALIEN
- arbeiterwissenschaft
- organisierte autonomie und aneignungskampf
- autonome und brigate rosse
- historischer kompromiss und seine opposition

Anschrift:
c/o Buchladen Aktion
Nauklerstr. 20
7400 Tübingen-1

STADTPLANUNG
u.a.m.

ZEITUNG FÜR EINE NEUE LINKE

Nr.2 OKT. 1977

- *PCI ein Papiertiger ? - Ein Streitgespräch mit Lombardo-Radice(ZK-Mitglied der PCI)
- *Interview mit Jochen Steffen
- *Fragen an die Oktoberrevolution zum 60.Geburtstag
- *Vasektomie - "Selbst ist der Mann"
- *Kritiken , Berichte , Analysen

!DIE ZEITUNG FÜR POLITIK,KULTUR UND ZIVILCOURAGE

Zu bestellen bei:
Zuckererbsenverlag GmbH
Bulsbarner Str. 3 1 Berlin 31 TEL. 030/8925360

DER LANGE MARSCH GEHT WEITER

"Wer sich nicht ein galloppierendes Pferd auf einer Tomate vorstellen kann, ist ein Idiot."

DARUM:

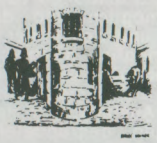
„DER METZGER"

ALTERNATIV-MAGAZIN

Können Sie haben:
PROBE-EXEMPLAR für 1,50 DM,
NEUE AUSGABE für 2,00 DM (in Briefmarken) bei:
Helmut Loeven
Finkenstraße 56
4100 Duisburg 1

Ein ganz gewöhnlicher Mordprozess?

Zum Prozeß gegen K.H.Roth und Roland Otto und der Erschießung Philipp Werner Saubers



Zu beziehen über:
Unterstützungsbüro, Glasstr. 80,
5000 Köln 30, Tel. 0221/520579

Neue Erfahrungen brauchen ein anders Denken

Merve Lowien
Weibliche Produktivkraft
Gibt es eine andere Ökonomie? Erfahrungen mit einem linken Projekt
216 Seiten DM 10.–

Gilles Deleuze/Felix Guattari
Rhizom
72 Seiten DM 6.–

„Findet die Stellen in einem Buch, mit denen ihr etwas anfangen könnt. Wir lesen und schreiben nicht mehr in der herkömmlichen Weise."

Gilles Deleuze/Michel Foucault
Der Faden ist gerissen
144 Seiten DM 9.–

RADIO ALICE (Bologna)
Praxis einer subversiven Kommunikation
144 Seiten DM 8.–

Jean-Francois Lyotard
Im Patchwork der Minderheiten
Für eine herrenlose Politik
120 Seiten DM 8.–

„Es gibt keinen Tod des Buches, sondern eine neue Art zu lesen. In einem Buch gibt's nichts zu verstehen, aber viel, dessen man sich bedienen kann."

Helene Cixous
Die unendliche Zirkulation des Begehrens
Weiblichkeit in der Schrift
64 Seiten DM 4.–

Luce Irigaray
Unbewußtes, Frauen, Psychoanalyse
112 Seiten DM 9.–

Luce Irigaray
Waren, Körper, Sprache
Der ver-rückte Diskurs der Frauen
80 Seiten DM 7.–

E. Boucquey, J. Kristeva, B. Pelzer u.a.
Essen vom Baum der Erkenntnis
80 Seiten DM 6.–

„Ein Buch muß mit etwas anderem ‚Maschine machen', es muß ein kleines Werkzeug für ein Außen sein. Keine Repräsentation der Welt, auch keine Welt als Bedeutungsstruktur. Das Buch ist kein Wurzelbaum, sondern Teil eines Rhizoms"

Felix Guattari
Mikro-Politik des Wunsches
112 Seiten DM 7.–

Antonio Negri
Staat in der Krise
64 Seiten DM 5.–

Michel Foucault
Mikrophysik der Macht
Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin
120 Seiten DM 9.–

Gesamtprospekt bitte anfordern
1000 Berlin 15 Postfach 327

Merve Verlag

TRIKONT

220 Seiten DM 10.–

Dieses Buch ist aus einer Informationsveranstaltung der Frankfurter Universität hervorgegangen. Es will im Anschluß an die aktuellen Ereignisse in Wyhl und Brokdorf die wesentlichen Aspekte und Argumente für eine Kritik an der Energieversorgung durch Atomkraftwerke aufzeigen . Die Konzeption des KKW- Handbuches geht davon aus, daß Diskussion und Entscheidung nicht sogenannten Experten überlassen bleiben darf.Das Handbuch will deshalb die wesentlichen Informationen über die Problematik,die durch den Bau und die Inbetriebnahme von Kernkraftwerken entstehen, allen zugänglich machen. In verständlichem Stil geschrieben und übersichtlich gegliedert ist es gedacht für den praktischen Gebrauch in Bürgerinitiativen, Schulen und Ökologiegruppen.

Die Frankfurter Ökologiegruppe beschäftigt sich seit längerer Zeit mit den Gefahren , die unserem Leben durch die Atomindustrie drohen. Sie sieht das Energieproblem als einen wesentlichen Aspekt der profitorientierten Ausdehnung menschenfeindlicher Industrie und verselbständigter Technokratisierung.

PROTOKOLLE EINES RK-BETRIEBSARBEITERS

SUBSUMPTION UND CAMEMBERT

Sag an, was ist denn Theorie?
Wenn's laufen soll, und läuft doch nie!
Was ist denn Praxis? – Frag nicht so dumm!
Wenn alles läuft und keiner weiß warum!

(Eingerahmter Wandspruch in der Reparaturwerkstatt für Schlepper und Gapelstabler – K 84)

KOMMENTAR ZU DEN PROTOKOLLEN UND BERICHTEN DES ZELLKERNS

Vorweg: ich selbst war damals nicht beim „Opel". An Reimuts Protokollen, selbst an den extrem politizistischen und vielleicht auch nicht repräsentativen Zellkernberichten war mir aufgefallen, wieviel in ihnen steckt, was sich daraus, was heute über den gängigen Gegensatz „Interventionismus" – „Politik in 1. Person" geschrieben wird, nicht ablesen läßt. Die Protokolle und Diskussionen mit Genossen, die „damals dabei waren", haben mich angeregt, vom Ausgangspunkt des Betriebsinterventionismus her die Entstehung der heutigen Situation zu rekonstruieren. Mir geht es dabei weniger um exakte Geschichtsschreibung als darum, klarzumachen, daß der oben angesprochene Gegensatz eben keineswegs „abgehandelt" ist. Ich „jobbe" heute; das prägt den Blickwinkel, der sicherlich spitzer oder stumpfer – je nachdem – für die ist, die beim Opel, bei der Allianz, bei Neckermann, bei Adler, oder Hoechst/Offenbach gearbeitet hatten.

1.

Die Außenkader *der* Genossen im „Revolutionären Kampf", die die Hürde des Einstellungsbüros geschafft hatten (1 Jahr Betriebsarbeit sollte jeder „absolvieren"), bildeten mit ihnen zusammen die Zellkerne; drumherum gab es die Zellen. Entscheidungen, Vorgehensweisen, auch Flugblätter und ihre Ergebnisse wurden plenar diskutiert. Ohne daß es am Anfang „Konzept" gewesen wäre, entwickelte sich das Plenum so, daß die Genossen dazu kamen, als *Betriebsgruppe* das gesamte politische Spektrum abzudecken, d.h. also eine Internationalismuswoche ebenso (mit)zuorganisieren wie den Häuserkampf bestimmend mitzutragen. Die Organisationsstruktur sollte die Politisierung aller Bereiche ermöglichen. Selbstverständlich war der zentrale, wichtigste Bereich der Großbetrieb, das Herz des kapitalistischen Klassenwiderspruchs. Er war nicht deswegen der wichtigste Bereich *für* die bestimmten Leute, die die BPG/RK gründeten, weil sie als Intellektuelle sich entschlossen, in die Fremde zu gehen, als Prolet zu arbeiten, mit ungeheurem Fleiß und Genauigkeit in ständigen Protokollen, Diskussionszusammenhängen die Veränderungen, die jener Entschluß für die Leute mit sich brachte, festzuhalten und zu verarbeiten – nein, sondern eben, weil die Arbeiterklasse als sich selbst nicht bewußtes revolutionäres Subjekt geballt nur dort anzutreffen war. Wie das „Lohnkampfpapier" und das „Untersuchungspapier" zeigen, ließ sich mit dieser Haltung ohne Skrupel die Neugier und die Lust auf die Kampfformen der Arbeiter verbinden, die durch die Septemberstreiks (die Kämpfe der 50-er Jahre waren aus dem Gedächtnis verschwunden) geweckt worden waren.
Idee der Protokolle war von daher keineswegs nur, Alltagsleben (Betriebsarbeit was für die bestimmten Genossen der größte Teil ihres Alltagslebens) bewußt zu machen, seine Wahrnehmungssegmente darzulegen und zusammenzubringen, sondern v.a. effizientere Taktiken der Beeinflussung auszuklügeln.

2.

Aus den Protokollen wird klar, daß für die, die im Betrieb waren, gerade Widersprüche auszuhalten waren, deren Austragung in den Zellkerndiskussionen tabuiert waren.
Der Gang in die Betriebe führte schließlich heraus aus der Situation Ende der 60er Jahre, in der viele die Erfahrungsgrenzen der Studentenbewegung gespürt hatten. Zugleich hatten sie den letzten Beerdigungsakt des klassisch bürgerlichen, allgemeingebildet autoritären Intellektuellentypus aktiv durchgeführt. Für wissenschaftliche Praxis blieb nicht viel anderes als das für sie spezifische subsumptive und abstrahierende Vorgehen.
Anstatt zu diskutieren, warum Intellektuelle aus der bestimmten, selbst mitherbeigeführten Situation in die Betriebe gehen *wollten*, inwieweit sie eine Konkretheit suchten, auf die im entzauberten „Wissenschaftsbetrieb" nicht zu rechnen war, konnte ein solcher Schritt ausschließlich „politisch" legitimiert, befohlen werden, Irgendwo lehnen die Protokolle sich dagegen auf, obgleich sie ohne jene Anspruchsebene wohl nie geschrieben worden wären. Reimut nimmt seine Situation viel eher existentialistisch wahr, als daß er sich ihr gegenüber als Funktionsträger einer marxistischen Strategie begreift. Die vielen linksintellektuellen Jobber 7 Jahre später haben keine „Außenkader", die ihnen Sensibilisierungen ermöglichen, die sie zu einem angemessenen Umgehen mit ihrer Situation anhalten.

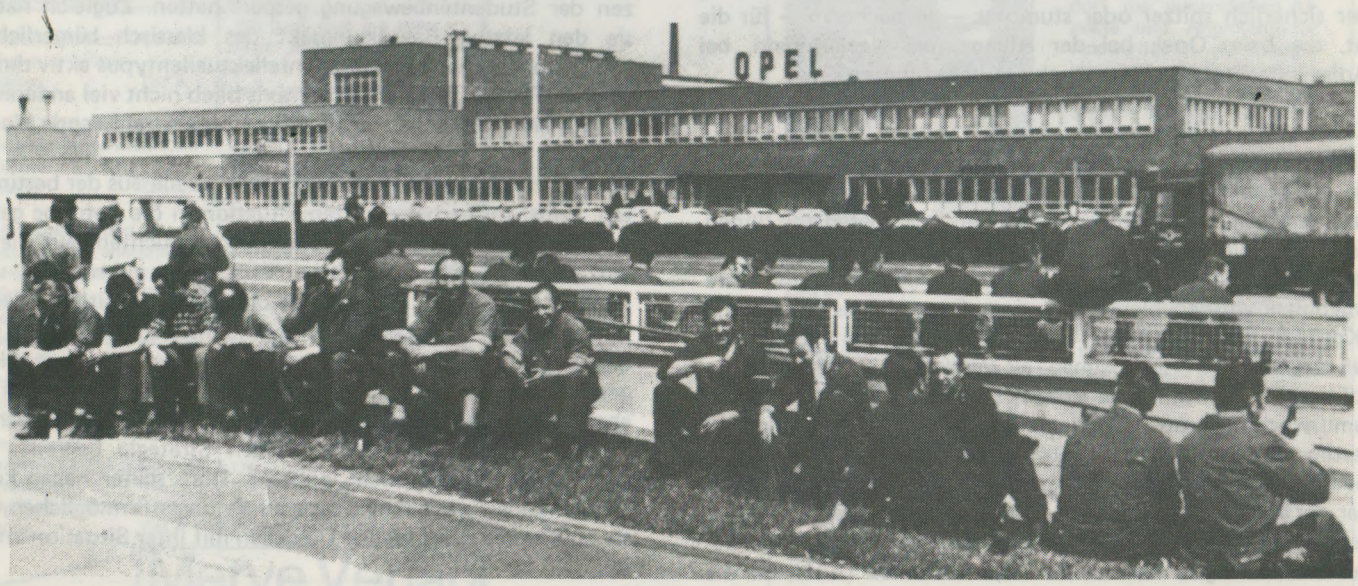
3.

Die Öffentlichkeit, die in der ausschließlich „politischen" Selbstbestimmung hergestellt wurde, führte zu einem Habitus – Reimut hatte den Gestus ebenfalls angenommen –, der unseren Vorstellungen und Ansprüchen einiges geschadet hat.
Im RK war das Verhältnis „Zellkern – Außenkader" immer problematisch, weil und obwohl sich alle der Gefahr des Proletkults bewußt waren – in ihrem Fall als emphatisch, bedrohlich und banal mackerhaft emporgehaltenem „gelungenen" Bruch mit der eigenen Geschichte. Das „Primat der Betriebsarbeit" favorisierte die, die drin waren. Die übrigen Zellkernmitglieder sollten „soziale Kontrolle" ausüben, was v.a. hieß, aufpassen, daß die vorübergehende „Proletarisierung" nicht zum Sich-Einrichtenin einer schlechten Wirklichkeit ausartete, auf die die politische Konjunktur das unkritische allgemeine Augenmerk gerichtet hatte. In den Wohngemeinschaften und sogenannten „Querbeziehungen" (jenseits der Organisationsstruktur und um so manifester) wurden die „politischen" Entscheidungen vorweggenommen und die strategischen Dominanzen subjektiv reproduziert.

Für die Betriebsarbeiter, von denen ich sagen würde, ihr Verhältnis zu den Außenkadern war gezwungen, ebenso umgekehrt, galt, daß sie 1 Jahr im Betrieb arbeiten sollten, daß danach wieder Kopfarbeit folgen sollte. *Was* das sein sollte, war für die meisten *in* diesem Jahr oder bereits vorher immer unklarer geworden. Das Jahr war durchaus willkommene Möglichkeit, Examen, Entscheidungen in der recht vage noch intellektuell fixierten Lebensperspektive hinauszuschieben.
Der unbedingte Anspruch, Diskussionen „politisch" zu führen, verhinderte, daß solche Dimensionen dieses Problems ans Tageslicht befördert wurden. Als zum ersten Mal jemand äußerte, er sei im Betrieb, einfach um das Geld zu verdienen, das er brauche, wars das reinste Sakrileg. Aber das „politisch" bestimmte Rollengefüge war eng und wohlfeil: die Betriebsarbeiter selber verurteilten die Genossen, die – vorher ebenfalls am Band oder auf dem Gabelstapler – den Absprung in die Lehrerexistenz ziemlich direkt schafften. Sie waren „Opportunisten". Die Lehrerexistenz war auch gebrochen; aber an dem Strang wurde damals nicht weiterdiskutiert.

4.

Die Genossen vom RK waren durch ein festgelegtes strategisches Konzept nicht vorbelastet. Die Strategie der „Propaganda des Beispiels", in deren Tradtition der RK am ehesten noch sich unterbringen läßt, eröffnet die größte Chance, mit dem Konzept der Verwirklichung des eigenen Vorhabens zu spielen, nicht in alte Schablonen zu verfallen. Das Erzählen von seiner/ihrer Wohngemeinschaft (auf die entsprechende Frage, die – wie alle Protokolle zeigen – bestimmt gestellt wird) kann z.B. zeigen, wie man/frau versucht, Alltagsrepression außerhalb des Betriebes abzubauen und aufzudecken, ohne sich damit gleich besserwisserisch aufzudrängen.
Die Schablone des politisch-taktischen Verhaltens gründet im Interventionismus überhaupt, nicht oder nur sekundär im spezifischen Konzept von Untersuchung – Aktion – Organisation. Allererstes Indiz dafür, daß sie auch das Verhalten der Genossen vom RK im Betrieb bestimmte, war die Klandestinität, die sich natürlicherweise verselbstständigte. Man/frau schluckte die dümmsten Sprüche, nur um sich niemanden (allzu früh) zum Feind zu machen; subjektive Geschichten und Begebenheiten wurden teilweise verleugnet. Jeder Jobber macht mehr krank, als es sich die Genossen damals angesichts ihrer historischen Mission wagten.
Kein Zweifel, daß dabei „objektiv" etwas rauskam. Es wurde peinlich darauf geachtet, nichts Fertiges, Vorschriftsmäßiges „hineinzutragen", sondern aus Gesprächen, Bekanntschaften die Genesis von Forderungen und Bedürfnissen heraus- und mitzukriegen, dann in Flugblättern und Versammlungen aufzustellen. Ein Großteil der Forderungen (kürzere Arbeitszeit; bezogen auf Arbeitsbedingungen, Anfahrt und Abfahrt; auf Verhältnisse, die außerhalb der unmittelbaren Arbeitszeit liegen, v.a. damals Kindergeld) zielten durchaus auf Lebensqualität. Diese wurden – wie viele Punkte – zu dem Zeitpunkt von der offiziellen Politik in die Wahlpropaganda eingebaut, als von uns keine Hoffnung auf Realisierung mehr bestand und es mit ihren Spuren in der Wirklichkeit aus war. 6 1/2 Jahre später stellt der Rüsselsheimer Betriebsrat Forderungen in diesem Sinne auf. Mit Rückhalt in der Belegschaft, aber in einem reformistischen Gesamtrahmen. Aber Positionen mußten dafür vorher erkämpft und überhaupt erarbeitet werden.
Entgegen der eigenen Zielsetzung und dem Vokabular konnte der RK sich nie groß zu den Massen verhalten. Die Leute, die ins Rüsselsheimer Zentrum kamen, weil sie persönlich guten Kontakt zu Genossen im Betrieb gehabt hatten, wollten nichts schneller als raus aus'm Opel. Die Jungarbeiter, Lehrlinge nahmen mit ihrem Ausflippen das spätere Schicksal vieler damaliger RK-Betriebsarbeiter vorweg.
Die Absicht der Genossen hatte ganz offenbar tiefere Schichten als die „politische Strategie", in der sie diskutiert wurde – sie blieben durchaus unaufgedeckt. Die „minimale Differenz", um die es hinsichtlich der Gefahr der Proletarisierung große Diskussionen gab, drückt in ihrer politischen Dimension die Absicht aus, weder sich zu assimilieren, noch als ML-hafte Avantgarde die Arbeiter mit dem Intellekt und die Intellektuellen mit dem Proletsein zu bedrohen und abzuschrecken, aber allemal eh richtig zu handeln. Die Frage nach „euren Ar-



Das 50 Mann starke Opel-Werksorchester spielt – je nach Anlaß in Blas- oder Streichbesetzung – bei verschiedenen Veranstaltungen des Werkes, außerdem im Sommer in den Heimatgemeinden der Werksangehörigen und bei vielen anderen Gelegenheiten. Die Orchestermitglieder sind ehemalige Berufsmusiker, die bei Opel anderen Berufen nachgehen und nur noch in ihrer Freizeit musizieren.

beitern", „eurem Anhang", nach der sichtbaren Verankerung, die andere Gruppen stellten, das Pochen auf die „linea corretta", die „linea politica" seitens der kommunistischen Ausländerorganisationen, war solcher sich selbst unklarer Absicht keineswegs förderlich. Wir hatten eben keine Arbeiter; und die Betriebsarbeiter, die welche *hatten*, wollten wirklich anderes mit ihnen machen, als sie vorzuzeigen.

5.

Ich will nochmals den Strang aufnehmen, von dem ich meine, an „ihm wurde damals nicht weiterdiskutiert" (s. Ende von Abschnitt 3.). Es ging um die Lehrerexistenz und das verächtliche Verhältnis zu ihr seitens der Betriebsarbeiter, die im Laufe der Zeit immer mehr zum *Teil* einer Scene wurden, nicht mehr ihr führender Kern waren. Die Beurteilung der ignoranten Seite des Betriebsinterventionismus, des spezifischen Chauvinismus der Betriebsarbeiter(innen) muß andererseits differenziert vorgenommen werden: die Entscheidung, raus aus dem Betrieb und schnell wieder mit Examen oder ähnlichem den Eintritt in intellektuelle Perspektiven zu schaffen, haben manche Genossen ganz individuell für sich vollzogen. Ein Grund für solche Rückschritte war der allgemein herrschende Legitimationsdruck des Politischen.

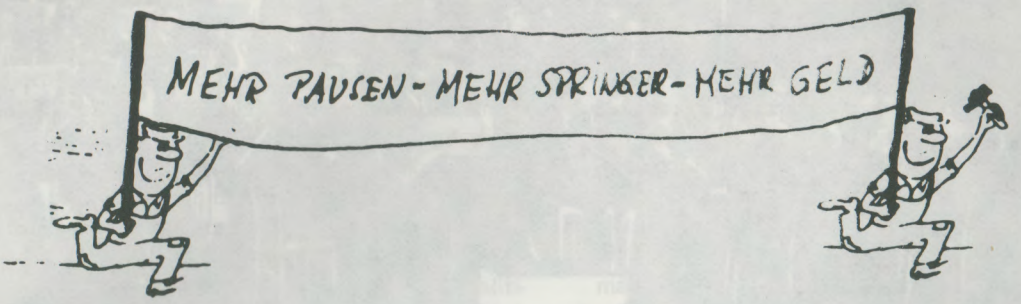
Die Diskussion – um beim Beispiel zu bleiben – über Lehrerrolle, über Selbstdisziplinierung, über Verinnerlichung polizeistaatlicher Methoden meine ich mit dem Strang, an dem man/frau heute weitergekommen ist. Das Problem und die Veränderung der eigenen Identität rückte in den Mittelpunkt, ohne daß (lange Zeit jedenfalls) die Öffentlichkeit preisgegeben wurde ebensowenig wie politisches Denken und Handeln. Daß sich unser Revolutionsbegriff änderte (weg von dem, daß die Arbeiterklasse in der infernalisch zugespitzten Krise wie ein Mann aufsteht) würde ich auch nicht nach dem Schema „aus Niederlagen lernen" interpretieren. Der Opel und die ähnlichen Projekte in der damaligen Zeit waren keine Niederlagen.

Für viele gründet heute das Bedürfnis nach Betriebsarbeit in der erhofften Abwesenheit von Selbstdisziplinierung, im Gegensatz zu „freier" intellektueller Arbeit, Arbeit in Alternativen, auch Kopfarbeit in Institutionen. Das ist die schlechte Verkehrung von einem Strang, der uns heute ziemlich verloren gegangen ist, worunter viele Leute leiden. Er bestand in der Art und Weise selbst, in der die Genossen damals lebten. Zur Zeit fehlt die Genauigkeit, das Interesse, fest, mit einem bestimmten Ziel an einem Projekt zu arbeiten. Die Selbstrepression soll umgangen werden durch Betriebsarbeit oder sonstiges Jobben. Unbewußt spekuliert man/frau dabei auf den Mechanismus, die Repression über einen selbst an denjenigen zu delegieren, der ohnehin statisch der Feind ist, an den Chef, an den Kapitalisten, an die „Verhältnisse". Die Trennung von Arbeit und Freizeit und ihre Schizophrenie des eigenen Daseins wird zugleich damit hingenommen. Spezifisch für damals war, Identität (der Begriff fiel kaum und wurde – wenn – öfter anders akzentuiert) in der ganzalltäglichen Lebensverausgabung zu suchen und daran zu arbeiten.

Dadurch konnte der RK so etwas wie eine „objektive Existenz" (nicht als statistisch archivierte Größe), eine Geschichtlichkeit und letzten Endes eine Einflußmöglichkeit erlangen. Heute ist kaum die Kontinuität der Auseinandersetzung mit

der eigenen mittelbaren und unmittelbaren Umwelt gewahrt; die *ganze* Zeit, in der man/frau lebt, wird ausgeblendet, um einen möglichst kleinen Winkel übrigzubehalten, der allerdings immer unbehaglicher wird. Das Leben wird immer unsinnlicher und d.h. ungeschichtlicher, wenn man/frau versucht, Identität zu bewahren, indem sie der Umwelt entzogen wird.

Eine Alltagskritik am Bestehenden wurde im RK verdrängt und nur dann zugelassen, wenn sie „politisch" -taktisch einzuordnen war. Die Genossen versuchten allerdings stets, aus der Negation heraus zu handeln und konnten der völlig fremdbestimmten Zersplitterung von sich selbst ganz anders entgehen als wir heute.



DIE PROTOKOLLE

17.11.70 (Dienstag) Spätschicht

Eigentlich sollte ich gestern weiter auf dem Gabelwagen angelernt werden. (Dies Protokoll geht über Dienstag, ich schreib es am Mittwoch, Buß- und Bettag). Aber der Lehrwagen war in einer andern Abteilung (er gehört dem K 40). Darum mußte ich eine eigene Linie auf dem Schlepper fahren, und zwar die berüchtigste aller Schlepperlinien im K 67. Viele Kollegen hatten mir schon erzählt, daß sie mit zwei Schleppern gleichzeitig kaum zu schaffen sei, wenn das Band nie stillsteht. Ich fuhr einen Schlepper, Geracis einen, das Band stand nie still.

Gefahren werden Hauben, 49. Straße, und zwar Motorhauben, die mit dem von innen her aufgeschweißten Rahmen und von unten vorlackiert aus dem Band kommen. Alle 8 Sekunden kommt eine Haube vom Band, auf ein Spezialgestell (auf den Dolly) gehen ungefähr 30 Hauben drauf. Sie werden von 3 Gastarbeitern am Ende des Bandes abgenommen und in die Gestelle gehängt. Davor werden sie von 2 Inspektoren (einer Deutscher, einer Ausländer) geprüft. Es wird also alle 240 Sek. ist 4 Minuten ein Dolly voll. Vier Dollies ist die höchstzulässige Anhängerzahl in den Hallen: macht 16 Minuten bis eine Ladung fertig ist. Bei zwei Fahrern: alle 32 Minuten eine Fahrt.

Das ist "gut" zu schaffen, wenn die Ladung ins normale Lager kommt (K 62). Ist aber "schwer" zu schaffen, wenn die Hauben, wie gestern, ins Zelt K 98 gebracht werden müssen, denn das ist weiter entfernt. Wegen Gestellemangel wurden die Gestelle im K 98 auch nicht von Gabelwagen abgehoben und aufgebaut, sondern in riesigen Holzregalen von frischest importierten Gastarbeitern eingestellt. Diese Holzregale sind bis 6 Meter hoch; im obersten Holzregal müssen die Hauben also drei mal über den Kopf weg hochgehoben werden. Jede Haube wiegt 40 Pfund und ist eben so groß wie eine Motorhaube eben ist. Das ist Sklavenarbeit.

Wir müssen dann die von Hand abgeladenen Dollies plus Gestelle an die 49er Straße zurückfahren. Dort müssen immer genügend Dollies auf Vorrat stehen, damit dort das Band nie still stehen muß. Also müssen wir danach sehen, daß im Zelt K 98 immer genug entleerte Dollies bereitstehen.

Um 19.30, nach der Pause fing es stark an zu regnen. Wir konnten nicht mehr mit den Hauben durch den Regen fahren: Rostgefahr; sie mußten bei Verlassen der Halle mit Planen abgedeckt werden. Dafür wurden durch unsern Meister "zwei Männer" ans Tor gestellt, die die Aufgabe hatten, unsere Dollies, und die anderer Fahrer, die in den Regen müssen, mit den Planen abzudecken. Die Planen sind schwer; trocken einen viertel Zentner, naß einen dreiviertel Zentner. Die Männer, frischeste Gastarbeiter, hatten kein Interesse, schnell zu arbeiten. Warum auch. An was andres hatte der Meister nicht gedacht: daß im K 98 die Planen auch von den Dollies abgezogen werden müssen. Was tun? Die Arbeiter in den Holzgestellen ranhetzen? Zum Meister vom K 98 gehen? Der hätte bestimmt ein paar Arbeiter dafür "freigestellt", die dann in den Holzgestellen umso schneller hätten malochen müssen, um nachzukommen.

Nach dem Prinzip von Lamia, nie den Meister fragen, habe ich zu zwei von den Arbeitern im Zelt, die gerade eine Atempause machten, gesagt, sie mögen mir helfen, durch Handbewegungen habe ich meinen Wunsch erläutert. Sie haben frech-grinsend geantwortet: "Nix verstehn!" Ein andrer hat gesagt: "Du Meister!" Ich konnte sie gut verstehen. Ich habe angefangen zu kochen. Es wäre nur die Möglichkeit geblieben, zum Meister zu gehen. Ich habe das unterlassen. Einfach sitzenbleiben auf meinem Schlepper, das ging nicht. Es wird von einem Fahrer erwartet, daß er sich zu helfen weiß. Ich habe die Planen selbst abgezogen, zusammengelegt, auf den Schlepper gepackt. Ich war schweißnaß. Zitternd am ganzen Körper bin ich zurück in die trockene, heiße Halle gekommen. Geracis kam nicht durch. Am Hallenausgang, wo die Planen draufgelegt werden, war inzwischen, natürlich eine Verstopfung.

An der 49er Straße gab es keine Dollies mehr. Gabelwagenfahrer aus meiner Kolonne, u.a. Leo, suchten welche in der Halle zusammen, fanden drei oder vier fürs erste. Sie taten das ganz selbstverständlich. Dann waren sie wieder auf ihrer Linie verschwunden.

Dann, mitten in einer Verstopfung am Hallenausgang, ging Geracis, als seine Dollies endlich abgedeckt waren, das Benzin

aus. Gewöhnlich wird der Schlepper von der Frühschicht aufgefüllt; das Benzin reicht dann je nachdem 16 bis 20 Stunden. Aber Geracis hätte auf jeden Fall mal nachsehen müssen. Als die Fahrer andrer Abteilungen mitkriegten, warum es nicht weiter geht, waren plötzlich nicht mehr der Regen, nicht mehr die Arbeit - die sowieso nicht - sondern nur noch Geracis schuld. "Du Arschloch, dann geh halt runter von der Maschine!" Und so ging es. Natürlich half keiner. Wieso auch, dadurch konnten sie ja auf ihren Hubwagen und Schleppern sitzenbleiben, gleichzeitig eine Pause machen und Dampf ablassen. Ich hängte mit Geracis seinen Schlepper ab, hängte meine Ladung ab, setzte meinen Schlepper vor seine Ladung, fuhr sie raus auf die Straße in den Regen (sie war ja inzwischen abgedeckt). Inzwischen kam ein Grieche (Antonio, der junge, stille) aus unserer Kolonne vorbei. Er schob mit seinem Hubwagen Geracis' Schlepper zur Tankstelle. Ich hängte meine Ladung an und fuhr sie an die Planen-Aufdecker ran.

Ab und zu kam der Meister auf seinem Fahrrad unsere Straße entlang. Ab halbacht, als wir nicht mehr nachkamen, war er nicht mehr zu sehen. Er saß hinter seinem Pult, das neben unserem Frühstückstisch in unserer "Ecke" des K 67 steht. Um halbneun oder neun am Abend, als es "zu schlimm" wurde, hielt ich bei ihm an und fragte, ob wir mal eine Ladung in der Halle K 62 abladen dürfen. Platz für 8 Gestelle ist immer; wir hätten dann neue Gestelle auf dem Stellenplatz holen können. Dadurch hätten wir eine halbe Stunde gewonnen und den Anschluß mit gößter Anstrengung wieder gekriegt. Meister Müller klopfte mir kameradschaftlich auf den Unterarm und sagte: "Ist gut, Herr Reiche, ich komm dann mal nachschauen. Fahren Sie solang aber weiter ins K 98". Er kam nicht; schließlich lag es ja in seinem Interesse, daß das Zeug aus dem K 62 fort kommt und in einer andern Halle gelagert wird, daß das Zeug weg ist vom Fenster. Daß wir nicht nachkamen, daß nahm er uns, wie ich mir später ausrechnete und auch merkte, gar nicht übel. So blöd war ich. Das habe ich aber erst bei Schichtende gemerkt.

Um halbzehn war ich körperlich völlig runter. Volle Dollies ankuppeln ist eine kurze, harte Anstrengung. Man muß den vollen Dollie in Fahrt bringen, von Hand, dann die Deichsel so führen, daß sie genau in die Anhängerkupplung des davorstehenden Dollies einläuft. Dabei muß man in der halben Sekunde, wo man noch einen halben Meter entfernt ist, mit der einen Hand die Deichsel des einen Wagens führen, mit der anderen Hand die Kupplung des vorderen Wagens öffnen; dabei muß man aufpassen, daß man nicht zu viel in Fahrt ist: sonst wird man zwischen die Dollies eingeklemmt, und daß man nicht zu langsam ist: sonst bleibt der Dollie vor der Kupplung stehen und man muß ihn wieder unter Aufbietung aller Kraft anziehen. Dann ist man aber so kurz vor dem anderen Dollie, daß man die Deichsel nicht mehr exakt führen kann. Und dann kommt der Schweiß. - Das ist aber die einzige harte Arbeit, es sei denn, man hilft selbst mit, die Planen abzudecken (was ich ja auch noch tat). Natürlich kommt dazu, daß die Schlepper nicht gefedert sind und auf jeder Unebenheit (Dolen, Vertiefungen) stark zu tanzen anfangen. Das Fahren an sich ist also auch eine starke körperliche Anstrengung.

Von halbzehn bis zehn hatte mich dann der Arbeitstag so weit, daß ich es die, die unter mir stehen im unmittelbaren Produktionsprozeß, habe spüren lassen: ich habe die beiden Arbeiter am Tor, die die Planen aufdecken, zur Eile getrieben - und ich habe die Arbeiter im K 98 angeschrien, weil sie mir "meine" leeren Dollies nicht in eine gerade Reihe aufgebaut hatten und nicht angekuppelt hatten. Dabei ist das natürlich gar nicht ihre Aufgabe, und es war pure Freundlichkeit, daß sie es am Nachmittag einige Male getan hatten. Entsprechend gelangweilt haben sie auch auf meine "Anpfiffe" reagiert.

Um zehn Uhr hatte ich mich wieder soweit, daß ich es auslaufen ließ. Nicht daß ich mit der Stimmung "jetzt ist mir alles egal" reagiert hätte. Das ist ja eine ziemlich ohnmächtige, sich zurückziehende Verhaltensweise, die den Gegner, ohne ihn zu kennen, anerkennt. Nein, ich habe es einfach auslaufen lassen. Habe mich "in aller Ruhe" in meinem leer angekuppelten Schlepper im K 98 ausgestreckt, und eine Zigarette geraucht. Zur Ruhe mußte ich natürlich erst langsam kommen. Dann fuhr ich ganz, ganz langsam zurück, beschaute mir noch mal die 49er Straße, die inzwischen von vollen Dollies völlig verstopft war; man wäre gar nicht mehr durchgekommen. Ich habe abgehängt und bin mit dem Schlepper allein gemütlich, aber fertig einmal um die Halle rumgekurvt, habe mir das Chaos noch mal vom andern Ende der Straße her angeschaut, bin dann um 22.25 pünktlich und langsam an unserem Maschinenplatz eingetroffen. Dort habe ich meinen Schlepper langsam und exakt aufgestellt für die Nacht. Die Fahrzeuge werden über Nacht mit einem Drahtseil angebunden und abgeschlossen, damit sie nicht von einer anderen Abteilung geklaut werden können. Wie bei der Wehrmacht. Dann habe ich noch einen Apfel gegessen, dann bin ich langsam die Treppe runter zu den Waschräumen und meinem Spind. Ich habe noch am ganzen Körper gezittert. Es kamen auch noch Anflüge von innerer Unrast und Angst, aber die sind langsam abgeebbt.
Um 22.45 stand ich in der Reihe an der Stechuhr, in Straßenkleidung, wie die andern der Kolonne auch. Die Pressenarbeiter standen an der Stechuhr im Blauen. Sie dürfen nicht in der Straßenkleidung stechen; die Bänder und Straßen werden erst um 22.42 abgestellt. Draußen regnete es immer noch stark.

Zuhause habe ich geduscht und bin gleich ins Bett gefallen; habe im Bett noch französischen Camembert gegessen und zwei Gläser Wein getrunken und zwei Zigaretten geraucht. Dann bin ich eingeschlafen. Morgens um acht bin ich mit bösen Träumen über die Arbeit aufgewacht.

2. + 3.12.70 (Mittwoch/Donnerstag) Spätschicht

Dienstag und Mittwoch wurde ich wieder von Valtin angelernt. Es war eine Tortur; erstens weil er fährt wie ein Bauer, zweitens, weil er eine ziemlich anstrengende und porenlose Linie hatte, drittens, weil er darüber hinaus auf eine pathologische Weise sich bei jedermann nützlich macht, wo er mit der Gabel druntergreifen konnte, viertens, weil er seine Sozialisation in die Fabrik mit all den Schmerzen, die er erlitten haben muß, wieder an micht weiter gab. Besonders der letzte Punkt wurde, je besser ich fuhr, desto deutlicher. Er konnte dadurch immer weniger die gütig-väterliche Seite herauskehren und mußte, je

Durch die Transportabteilung werden die erforderlichen Teile für das Werk in Antwerpen aus den verschiedenen Produktionsbereichen geholt und zu den Verladestellen gebracht. Unser Bild zeigt die Verladehalle D-27, wo das Material in die Waggons umgeschlagen wird.

besser ich fuhr, desto sadistischer werden. Immer in dem Ton: "Ich meins bloß gut mit Dir, das mußt Du wissen. Was hättest Du dann gemacht, wenn der Meister heute gesät hätte: Reiche Straße 42 bis 44. Ich habs so gekriegt, mich haben sie nicht sechs Tage draufgetan zum Lernen."

Am Dienstag hatte ich für mein subjektives Empfinden sehr große Fortschritte auf dem Fahrzeug gemacht. Ich konnte in etwa der halben Geschwindigkeit arbeiten wie Valtin. Irgendwie muß er das auch realisiert haben, denn er wurde immer bissiger und murmelte nur noch periodisch: "Du wirst noch an mich denken" und "Wo fährst Du denn jetzt schon wieder hin. . .-ja, Köpfchen. . . was hättest Du denn jetzt gemacht, wenn Du allein fährst." (Ich hätte sehr wohl gewußt, was ich gemacht hätte: mich selber rausreißen oder einen Kollegen fragen)'

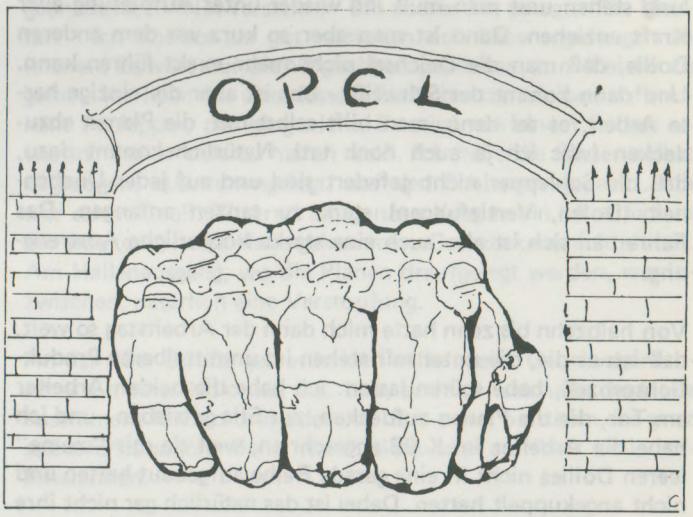
Am Dienstag eine Stunde vor Schichtende hatte ich eine Palette auf einen Hacker aufzusetzen. Man mußte sehr genau fahren, die Vorrichtung, auf die die Bleche aufgesetzt werden sollten, lief auf Rollen, d.h., sie würde davon laufen, wenn man nicht millimetergenau, ohne zu berühren, aufsetzte. Außerdem war die Palette überladen (ca. 3 Tonnen Bleche statt zweieinhalb). Wenn man aufgesetzt hatte, mußte man die Gabel vorsichtig rausziehen, ohne den Aufsetzbock (auf Rollen) zu bewegen. - Gut, als ich an diesem Punkt meines Detailgeschickes angelangt war, schrie Valtin: "Los raus, stimmt, was knickst Du denn noch". Offenbar hatte ich die Gabel schon in die adäquate Knickstellung gebracht. Das wußte ich aber in der Halbsekunde noch nicht. Solche Ausbrüche von ihm hatte es schon midestens 15 an dem Tag gegeben. Jetzt reichte es mir aber. Das gab ich auch zum Ausdruck: Ich nahm alle Hände von allen Hebeln, ließ nur den Fuß auf der Bremse - denn wenn das Fahrzeug einen Zentimeter gerollt wäre, hätte es ein Unglück geben können - und schrie ihn mächtig an. Ich müsse mich selber überzeugen, wie das Fahrzeug reagiere, sonst täte ich es nie lernen. Er selber habe gesagt, man müsse probieren etc. etc. Er wurde ganz bleich und still. Er sprach kein Wort mehr mit mir, außer den für den Arbeitsprozeß allernotwendigsten.

Am Mittwoch vor Schichtbeginn, als ich an unseren Stand kam, sah ich, was ich schon gedacht hatte: daß Valtin immer noch eingeschnappt war. Ich sagte freundlich lachend zu den Kollegen am Tisch: "Der Valtin ist bös auf mich." Heinz fragt – nach einer Minute, lächelnd: „So, bist Du bös gewesen?" Dabei schaute er kaum von dem Mormonen- oder Bibelforscher-Exegese-Büchlein in zartgrünem Ganzleinen auf, das er immer vor Schichtanfang zu lesen pflegt. Ich sagte: "Scheint so." Darauf Valtin: "Der hat zu mir gesagt, daß ich spinne". Das war es also. Ich muß im Affekt gesagt haben zu ihm: "Du spinnst wohl". Das hat Valtin nicht verkraftet.

Jetzt ging mir auf einmal endlich die Lösung eines Rätsels auf, daß mir Valtin seit 14 Tagen aufgegeben hatte: Valtin winkte öfters in den Pausen mich zu sich ran und sagte: "Junger, Du verstehst doch Spaß?" Und, nachdrücklich die Bestätigung erfragend-erflehend: "Gell, Du verstehst doch Spaß?!" Am Anfang hatte ich erwartet, daß nach meiner lächelnden Zustimmung der Witz kommen würde; etwa daß ich so lang sei, daß ich aus der Dachrinne saufen könnte, oder, daß es auch Friseure gebe etc. etc. Aber dieser Witz kam nie. Ich hatte nur zwei Erklärungen: Entweder der Witz ist so stereotyp und singulär, daß er ihn schon nicht mehr sagen muß. Denn beim Opel gibt es viele Arbeiter, die kennen nur einen Witz; das ist ihr biografisch relevanter Witz. Warum sollten sie ihn nach elf oder 20 Jahren immer noch wiederholen? Oder aber, der Satz hieß: "Ich versteh nämlich keinen Spaß." – Das letztere stellte sich jetzt auf tragische Weise als richtig heraus.
Den ganzen Mittwoch hat Valtin es mich büßen lassen, daß ich gesagt habe: "Du spinnst wohl . . . " Er hat mich, unter vielen Beispielen, zwei Gitterboxen mit Kleinteilen aufnehmen lassen, die den Stapler schon ins Schwimmen brachten, so schwer waren sie, dann hat er mich rückwärts in eine Ecke fahren lassen, dann sollte ich mich vorwärts, ohne irgendetwas sehen zu können, daraus befreien. Wenn ich mich glücklich festgefahren hatte, schrie er: "Aber ich spinne ja . . . Was hättest Du jetzt gemacht, wenn ich nicht dabei gewesen wäre. . Los runter, rüber auf die andere Seite." Dann setzte ich mich auf den Beifahrersitz und er brachte die Sache "in Ordnung". Und so immer wieder.

Kurz nach der Pause waren wir beide innerlich auf hundertfünfzig. Es wurde immer unerträglicher. Irgendwann mußte es sich ein zweites Mal entladen. Als ich merkte, wie sich das Gewitter in mir unaufhaltsam zusammenzog, habe ich in Windeseile meine letzten Psycho-Tricks aufgeklaubt und mir die Maxime gestellt: Es muß donnern, aber diesmal so, daß Du es hinterher mit Deinem Gewissen nicht vereinbaren kannst, auf mich böse zu sein.

Die Situation, daß er mich festfahren ließ, daß er mir dann aus der Patsche half, in die ich mich selbstständig nie hineinmanövriert hätte, und mir dann sagte: "Aber ich spinne ja" kam abermals. Ich sagte ganz ruhig: "Ich habe zu Dir gestern



EINEN FINGER KANN MAN BRECHEN, FÜNF FINGER SIND EINE FAUST

gesagt, "Du spinnst". Da war ich nervös. Das ist klar, daß das nicht ernst gemeint war." Das sollte eine Entschuldigung sein. Aber das Wort "Entschudigung" war noch nicht darin enthalten. Er nahm nur halb an. Ich mußte die nächste Patsche abwarten, wieder seinen Satz abwarten und mich dann formell entschuldigen. Das tat ich bei der nächsten Gelegenheit. "Du, ich habe gestern zu Dir gesagt: Du spinnst wohl. Dafür möchte ich mich entschuldigen" Er schaute mich wie ein Ochse an, der vom Schlag getroffen wird. Gewissermaßen so: Das habe ich nicht erwartet. Ich hakte brutal nach: "Nimmst Du die Entschuldigung an, oder nicht?" Er nahm an, was blieb ihm übrig; er wollte ja auch annehmen. Bloß, er wußte noch nicht, daß wenn man formell annimmt, daß sich da ja die psychischen Dispositionen noch nicht ändern.

Fünf Minuten später: "Wenn Du das vor dem Opel (ich verstand erst: bevor Valtin zum Opel sich subsumieren ging; er meinte natürlich: vor dem Tor) zu mir gesagt hättest, hätte ich Dir eine gelangt. So! (- er demonstrierte die Bewegung -) Das wäre ganz schnell gegangen. Aber hier drin, . . . Du hast Glück gehabt, daß Du an mich geraten bist."

Ich: "Valtin. Ich habe mich entschuldigt. Das heißt: Die Sache ist vorbei. Ich will jetzt nichts mehr davon hören."

Er: "Ist ja gut. Ich mein ja bloß".

Weitere fünf Minuten später: "Weißt Du, was ich hätte tun können? Ich hätte zum Meister gehen sollen. Das hätte ich eigentlich tun müssen. Das wäre meine Pflicht gewesen. Ich hätte gesagt: Ich soll den Mann anlernen. Aber der Mann sagt: Ich spinne".

Ich geriet für einen Moment aus der Kontrolle und sagte: "Du wärst nicht der erste, der mich bei einem Meister anzeigt". Dann hatte ich mich gleich wieder und fuhr fort: "Noch einmal, daß Du davon anfängst. Dann kannst Du zum Meister gehen. Und wenn Du nicht allein gehst, und mich anzeigst, dann gehen wir zusammen. Dann sagst Du es dem Meister. Ich will es nicht mehr hören".

Er mußte es endlich einsehen. Die letzte Stunde ließ ich ihn damit zubringen, immer wieder davon anzufangen, daß es ja gut sei, und daß man kein Wort mehr drüber verlieren brauche, "daß aber . . . " Ich ließ ihn gewähren.

Fünf vor halbelf setzten wir das Fahrzeug auf der Straße still und warteten, daß es halbelf würde und für uns Feierabend. (Wir dürfen ja offiziell schon um halbelf die Fahrzeuge abstellen und sichern). Er bot mir eine Reval an, die erste in den fünf Wochen. Sonst hat er sich nur mal öfters eine Gitane eingetauscht, aber immer darauf bestanden, mir dagegen eine Reval ins Gitane-Paket zu stecken. Ich nahm an und wir rauchten. Dieses Angebot kam mitten in meine Überlegungen hinein, ob ich ihm bei Schichtende ein Bier ausgeben solle. Danach entschied ich dafür. Ich holte zwei, zum ersten Mal auch eines für mich, drückte ihm eine Flasche in die Hand und sagte - die Kollegen standen drum rum: "Das ist fürs Anlernen". Ein Kollege zu mir: "Hast Du Dir Deins auch verdient". "Ob ichs verdient hab, weiß ich nicht. Aber der Valtin".
Valtin hat es innerlich noch nicht verarbeitet. Das ist klar. Ich habe nur die Runde gewonnen und erreicht, daß er sich mir gegenüber, wenn ich alleine Gapelstapler fahren werde, genauso hilfsbereit zeigen wird, wie den anderen auch. Dabei bleibt er das gleiche arme Schwein. Um meine Haut zu retten, habe ich ihm ein weiteres Mal das Opel-Geschick vor Augen führen müssen.

Zwischen mir und Valtin ist keine minimale Differenz. Es ist eine maximale Differenz. Sie beginnt bei den Händen, die

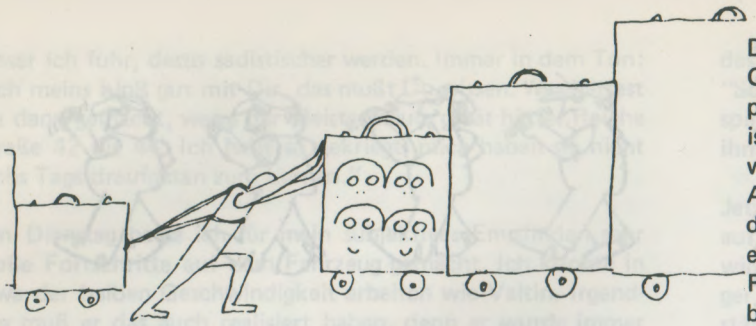
schwarz und behaart und kräftig sind, wie nur bei einem Landwirt. Und sie geht weiter über die Sprache. Vom „Innen" will ich gar nicht reden.

Valtin wütet auf seinem Gapelstapler wie ein Stier. Er haut immer rein in die Arbeit. Steht keine Sekunde still. Seine hellwachen braunen Bauernaugen finden immer irgendwo eine Kastenpritsche oder eine Palette, die man noch transportieren kann. Wenn er drei Ladungen zugleich erledigen soll, heißt, wenn drei Maschinen mit Material bedient werden müssen, spürt man so richtig, wie er reinhaut; der helle Schweiß steht ihm dann auf der Stirn – und der sagt: mich kriegen sie nicht klein, mich nicht; ich bleib beim Opel.

Man merkt ihm die Schmerzen der nachträglichen proletarischen Spät-Sozialisation so richtig an: er ist anders als der Landwirt, der schon 11 Jahre beim Opel ist und anders als Klaus Wolff, der erst gerade anfängt. Aber alle drei *Landwirte* zusammen ergeben einen perfekt stimmenden *Längsschnitt der Sozialisation vom Landwirt zum Arbeiter:* Klaus Wolff: devot-autoritär, schafft jeden Tag von sieben in der Früh bis halbzwölf in der Nacht. Ist absolut bereit, bei Opel alles und jedes zu machen, was von ihm verlangt wird. Kann es gar nicht fassen, daß man während der Arbeitszeit zum Spind runtergehen darf, um sich einen Pullover zu holen, wenn man vom Meister plötzlich gesagt kriegt, daß man nicht mehr in der Fabrikhalle, sondern draußen zu arbeiten hat.
Zweitens Valtin, der immer noch an den Nachwehen der Arbeitersozialisation trägt. Drittens der Landwirt aus dem Protokoll vom 20.11., der mit dem ganzen Problem fertig ist und dem man nur mehr das maskenhafte pathologische Resultat ansieht in seinen Gebärden, Gesten, Sätzen.

DER ZELLKERN ÜBER REIMUT:

Die ständige Überflutung mit Dingen und Abläufen im Betrieb, die einen gleichsam erschlagen und die den ganzen eingefahrenen Begriffsapparat (Verdinglichung, Ideologie, Bewußtsein etc.) sprengen, hat natürlich ihre Auswirkungen auf die Diskussionen und das Verhalten Reimuts im Zellkern. In den Protokollen und Zellkerndiskussionen – besonders in denen, die sich direkt an die Arbeit im Betrieb anschließen – kommt immer wieder eine spezifische Form der „Rache" durch, indem Reimut seine Außenkader nur in drastischer Weise konfrontiert mit den Erscheinungsformen des Kapitalverhältnisses und deren Wirkungsweise auf die Kollegen und auf Reimut selbst. Rache hieße da etwa, die Protokolle stets mit einem Beigeschmack von Resignation zu verfassen, aber immer mit einer Art ‚Na-bitte-schön'–Effekt: ‚ich schreibe ja nur so, wie es wirklich ist' und ‚ich bin ja schließlich auch in den Betrieb gegangen' (will sagen: ich setze doch nicht die Tradition der antiautoritären Revolte fort), ‚und wir, die wir meinen, aus der Studentenbewegung die politisch richtigen Konsequenzen gezogen zu haben (indem wir u.a. mit den Theoretikern der Studentenbewegung so gründlich aufgeräumt haben) und meinen, es müsse nun immer so weiter laufen mit dem Aufbau von Betriebszellen, Klassenkämpfe, Revolution und so fort, wir werden schon sehen. . . '.



DA PAKLSCHUPFA

schtehst auf
fruaschtukst
gehst zua oaweit
schupfst deine pakln
gehst aufs klo
schupfst deine pakln
raugst ane
gehst mittogessn
schupfst deine pakln
gehts aufs klo
raugst ane
schupfst deine pakln
gehst ham
gehst obnessn
gehst ins bett
reisst da an owa
schlofst

tramst
bist schen onzogn
host a schene frau
schupfst kane pakln
lebst trotzdem guat
wogst auf

schtehst auf
fruaschtukst
gehst zua oaweit
schupfst deine pakln
gehst aufs klo
denkst noch wost tramt host
nochdenkn host valeant
losst owa
gehst ausse
schupfst deine pakln
raugst ane
schupfst deine pakln
schupfst deine pakln
und denkst neama dron

antonio fian

Diese schlechte Art von Unmittelbarkeit birgt in sich die Gefahr, daß man in ihr steckenbleibt und vor den riesigen politischen Aufgaben resigniert. Ein richtiges Moment dabei ist jedoch, daß die Konfrontation mit derartigen Erfahrungen, wie sie die Genossen im Betrieb täglich machen, die Genossen Außenkader ein Stück aus ihrer abstrakten Stellung innerhalb der Betriebsarbeit lösen und die Möglichkeit schaffen kann, ein Bewußtsein des *Ausmaßes* der Unterdrückung in den Formen, wie sie sich im Bewußtsein und Verhalten der Arbeiter äußern, zu entwickeln, d.h. die Genossen unmittelbarer zu politisieren (es wäre wohl falsch zu meinen, wir seien durch die Erfahrungen der Studentenrevolte politisiert genug; politisiert waren wir schließlich im *Rahmen* der Bewegung und vor allem als Studenten. Hier handelt es sich um eine andere Dimension der Politisierung).

Hier und auch an anderer Stelle wird deutlich Reimuts individualistische Beziehung zur Betriebsarbeit (wie sie im übrigen bei allen Mitgliedern mehr oder weniger zu finden ist im Rahmen der *individuellen* und nicht durchgehend geklärten Entscheidung für die Betriebsarbeit). Darin ist involviert wohl zum einen die Bestätigung des eigenen revolutionären Standpunktes, d.h. also Betriebsarbeit als Bestätigung der eigenen nichtbornierten politischen Entwicklung (wobei hier klar eingeht die Auseinandersetzung und Aufarbeitung der subjektiven Erfahrungen als Exponent der Studentenbewegung), als auch ein ganz bestimmtes „forscherisches" Interesse an den vom Kapitalverhältnis produzierten Bewußtseinsstrukturen und Verhalten der Arbeiter neben der politischen Einsicht des Ansatzes im Betrieb. *

Der spezifischen Art der „Rache" entspricht eine bestimmte Taktik Reimuts innerhalb der BPG, sich möglichst wenig selbst zu exponieren, die sich Exponierenden jedoch möglichst unangreifbar aus dem „Hintergrund" anzuschießen. Eine wichtige Funktion scheinen dabei die Protokolle zu haben, wobei schwer auszumachen ist, inwieweit sie eine echte Erleichtungs- und Entlastungsfunktion haben, indem Reimut dort spontan und assoziativ Eindrücke und Einschätzungen zu Papier bringt, oder inwieweit sie zur bewußten Realisierung der ‚Taktik' dienen, wobei der Hinweis auf die gemeinsame Diskussion zum Legitimationsmäntelchen würde.**
Ein weiteres Moment in der besonderen Art der Protokolle dürfte vielleicht auch der Wunsch nach Aufrechterhaltung der Individualität nach außen hin sein, so, daß bestimmte Einschätzungen noch als Reimuts Überlegungen deutlich werden. Hinzu kommt wohl, daß die Betriebsarbeit selbst das Bedürfnis, die Individualität nach außen zu wahren, verstärkt, wie wir es oben im Zusammenhang mit dem besonderen Mutprobenverhältnis schon erläutert haben: „entweder schaffen die mich, oder ich die" (beispielhaft dazu seine

---

* Zwei Punkte der Klärung und Diskussion lassen sich herauskristallisieren: Reimuts Motivation, in die BPG (Betriebsprojektgruppe; später „Revolutionärer Kampf") zu gehen und *sofort* die Arbeit im Betrieb aufzunehmen, als die Notwendigkeit für die Gruppe insgesamt, sich mit der Theorie und Praxis der Studentenbewegung auseinanderzusetzen — aus verschiedenen Gründen: neben der individuellen und kollektiven Klärung der „politischen Vergangenheit" der einzelnen Genossen z.B. auch die politisch-inhaltliche Klärung dessen, was wir — auf Massenaktionen bzw. Demonstrationen bezogen — „Zwischenstadium" nennen, politische Selbstdefinition zur KPD/ML und KSB etc.

** Dies wird in gewisser Weise durch die derzeitige Organisationsstruktur der BPG unterstützt, die eine Möglichkeit der organisierten politischen Diskussion über den Zellkern hinaus kaum bietet.

Äußerungen zum Elend des proletarischen Lebens: „. . . Auch der Hunger hat eine historische Dimension. Kann ich doch ganz leicht daran sehen, daß ich weiß, ich wäre schon nach zwei Tagen in der Psychiatrie echt gelandet, wenn ich mit ihnen ihre Lebensweise auch noch nach Feierabend teilen müßte, in den Kneipen oder zu Hause und den Fraß fressen müßte, den sie fressen!" und : „Zuhause habe ich geduscht und bin gleich ins Bett gefallen; habe im Bett noch französischen Camembert gegessen und zwei Gläser Wein getrunken. . .").

Als letzte Schwierigkeit wäre noch anzugeben, daß sich natürlich auch Probleme der Zellkernarbeit aus dem Informationsgefälle bzw. Autoritätsverhältnis zwischen den Individuen ergeben (allerdings die bei weitem geringsten!), etwa bei Reimuts Entwicklung von „Privatstrategien" auch als Ausdruck seines individuellen Vorgehens (wobei hier jedoch nicht unterschlagen werden darf die anfänglich starke Unsicherheit der Außenkader in Bezug auf die Praxis der Betriebsarbeit), bei der Terminbestimmung (schwer, etwas gegen das Argument des Erholungsanspruchs zu sagen) — inzwischen haben wir uns auch allgemein auf die flexible Terminbestimmung geeinigt — oder auch das Problem, wie die Berichte der Genossen aus dem „3. Glied" bei denen aus dem „1. Glied" ankommen.

Zum weiteren Verhalten des Genossen Reimut im Betrieb

Nach ca. 6 Wochen praktischer Betriebsarbeit scheint der Genosse Reimut an einen kritischen Punkt angekommen zu sein: es lassen sich Anzeichen von Resignation oder hilfloser Wut gegen die (politische) „Passivität" der Arbeiter feststellen.

Es scheint uns deshalb wichtig zu sein, im Zellkern zu diskutieren, mit welcher Erwartung und Vorstellung bzw. Einschätzung die Genossen bzw. Reimut in den Betrieb gegangen sind (etwa, ob dies Abgeschlafftsein herrührt aus der spezifischen politischen Sozialisation in der Bewegung, wo sich Protest und Widerstand unmittelbar in Aktionen umsetzen ließen). Diffus mußten die Vorstellungen wohl sein, weil wir in der Tat kaum *konkretes* Wissen hatten über die Organisation der Produktion bei Opel und über sozialisiertes Verhalten der reell unters Kapital subsumierten unmittelbaren Produzenten (z.B. das besondere Problem der ländlichen Herkuft eines großen Teils der Opel-Arbeiter).

Eine weitere Gefahr ist, daß Reimut zu einer Art ‚psychologischem Durchblicker' wird, der bei Handlungen und Sätzen der Kollegen sogleich deren Konstitutionsbedingungen mitassoziiert und voreilig in ‚gut' und ‚schlecht', d.h. bisher stets in ‚schlecht', scheidet, so daß die Blockierung von Klassenbewußtsein zur Blockierung der Möglichkeit der Bildung von Klassenbewußtsein wird.

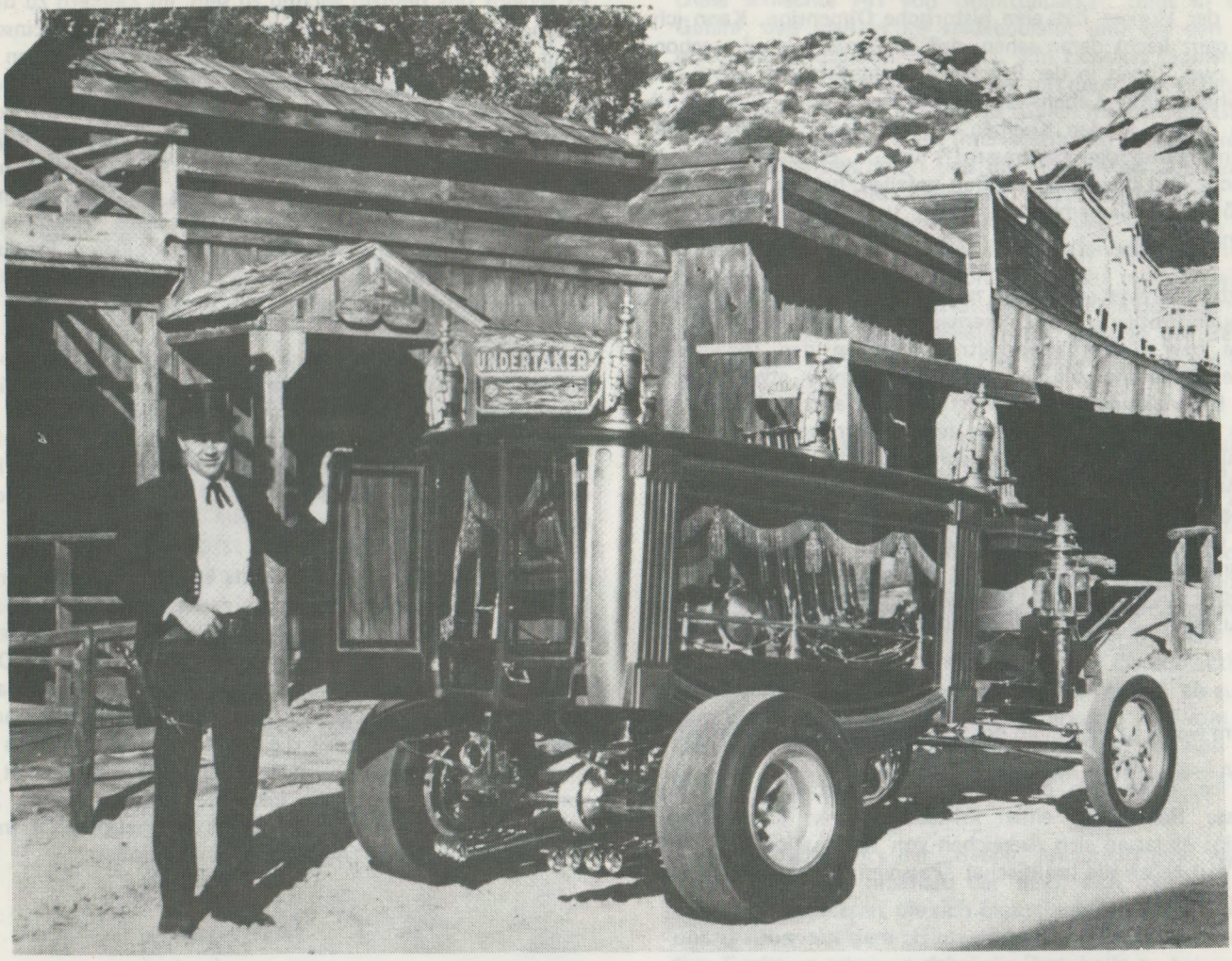
Für das weitere Verhalten Reimuts im Betrieb haben wir diskutiert, daß er sich zunehmend ‚reaktiv offensiv' verhalten muß, d.h. daß er immer bewußter und konsequenter seinen wirklichen Standpunkt vertreten muß, die ‚minimale Differenz' zu einer wirklich qualitativen Differenz werden lassen muß und zwar so, daß sie auch als solche bei den Kollegen ankommt: das bedeutet, daß die Kluft zwischen dem, was Reimut wirklich ist und dem, wie er sich im Betrieb verhält, immer kleiner wird, wobei im Laufe der Entwicklung der Zeitpunkt bestimmt werden muß, wo aus der ‚reaktiven Offensive' eine ‚aktive Offensive' (Agitation) werden muß.

UND WIEDER PROTOKOLLE

Ein Gespräch, an dem ich mich noch nicht einmal beteiligte

Schichtende. Um 22.37 setzt sich die Kolonne langsam in Trott, in den Keller, zu den Spinden. Hände sind dann schon gewaschen, in einem Waschraum, der von unserem Maschinenstand aus ohne eine Straße zu überqueren, wo einen ein Meister sehen könnte, auf Schleichwegen zu erreichen ist. Dies gehört zu den 5.000 Ritualvorkehrungen, die niemandem auffallen und selbstverständlicher Teil gleichzeitig der Subsumption und der subjektiven Gewißheiten bilden, wie man „durchblickt." Dabei kommt noch nicht einmal ein vages — falsches — Bewußtsein auf, daß man das gegen „die da oben" tue; es ist einfach ritualisierter Bestandteil des Arbeitstages.
Um 22.42 setzt man sich fertig angezogen von seinem Spind aus in Gang in Richtung auf die Treppe. Drei Kollegen, die sehr lange beim Opel sind, haben ihre Spinde unmittelbar an der Treppe. Dort kommen immer sechs bis sieben Kollegen zusammen, um auf das Hupzeichen zu warten, das das Startsignal für den Aufstieg die Treppe hoch zur Stechuhr bildet.
Das Gespräch in dieser Minute geht über das Wetter. In der Minute zwischen Angekleidetsein und Warten auf das Stechen sind sie keine Arbeiter mehr und noch keine Freizeitmenschen, denn sie werden ja nochmal einen Akt, der zum Arbeitstag gehört, ausüben, sie haben vielmehr für 2 Minuten, für 22.43 bis 22.45 „andere" Identität. Sie reden über das Wetter nicht wie Kolonnenfahrer, die mal in und mal außerhalb der Hallen fahren, sondern wie Bauern, die sie sind:
„Jetzt kann es jeden Tag frieren."
„Das darf es auch, bei der Jahreszeit. . . überhaupt."
Und dann ein alter, mürrischer Kollege, der mal Schlepper, mal Hubwagen fährt, aber sich offenbar für den Gabelstapler nicht eignet; er ist schon jahre-jahrelang bei Opel: Er sagt so unglaublich langsam, jedes Wort ganz langsam, so daß bei mir die Worte ankommen, als hätte ich gekifft und hätte jedes Wort ganz alleine und isoliert 5 Minuten für sich:
„Letztes. . . Jahr. . .um . . . die. . . Zeit. . . da. . . war. . . von einer. . . auf. . . die ander. . . Stund. . . so . . . viel . . . Schnee . . . daß. . . "
in dieses Wort hupt das Schichtende-Zeichen hinein. Mitten im Satz bricht er ab,steht mit plötzlicher Abruptheit auf, treibt seinen alten, schrottreifen und unbeweglichen Körper in einen Dauerlauf, humpelt im Dauerlauf die Treppe hoch und giert auf die Stechuhr zu. — Dort muß er eine halbe Minute warten, denn dort bilden ja die Pressenarbeiter eine Schlange, die im Blauen stechen müssen. Schon während des Wartens wirkt er wieder wie abgestorben. Er glotzt blöde vor sich hin, die Kollegen, mit denen er vorher den Satz über den Schnee „wechselte", stehen jetzt hinter ihm. Der Satz geht nicht weiter. Vielleicht wird er morgen oder übermorgen zu Ende gesprochen; vielleicht auch nicht. Beim Warten, bis er an die Stechuhr kommt, ist er wieder Arbeiter, und nicht mehr Bauer. Jetzt hat er gestochen. Jetzt trottet er langsam, allein und gebeugt auf Tor M 60 zu.

Dieser abgebrochene Satz und die Realisierung der Bedingungen, unter denen er begonnen, gesprochen und abgebrochen



wurde haben mich ziemlich fertig gemacht. Solche Situationen kommen am Tag 500 mal vor, wenn man sensibilisiert genug ist, sie wahrzunehmen. In der vorletzten Woche (Frühschicht) war es ganz schlimm: ich habe in jedem Satz, wie in einer Metawelt, die Konstitutionsbedingungen der Sätze und ihre Abbruch-Bedingungen dazu assoziiert, – vielmehr bin ich ein machtloses Anhängsel dieser Assoziationen gewesen. So eine Blockierungseinheit spielt sich in 2 Minuten, manchmal in 2 Sekunden ab. Wenn man beginnt, sie niederschreiben zu wollen, dann gibt es kein Ende. Beim Protokollschreiben beginnt dann im Kopf der Arbeitstag von neuem; diesmal ist man aber nicht mehr körperlich und „nervlich" das Anhängsel der Maschine, sondern man wird zum Anhängsel der Reflexionen über Dinge und Abläufe, für die wir keine Begriffe haben und für die mir alle unsere alten Begriffe wie leere Worte im Hals stecken bleiben: Sprachbarrieren, falsches Bewußtsein, Blockierung, Verdinglichung, mit all diesen Begriffen kann ich nicht fassen, was in den 2 Sekunden los ist.Diese Begriffe leben – jedenfalls in mir – alle durch eine schiefe Rezeption des historischen Materialismus durch die Kritische Theorie. Darum helfen sie mir jetzt nicht weiter. „Ideologie" ist nicht Ideologie und „falsches Bewußtsein" ist nicht falsches Bewußtsein; die Sätze, die die Kollegen sprechen, und deren starre Aussageelemente wir mit solchen Begriffen zu beschreiben trachten, sind gleichzeitig und primär *Formen des Überlebens*. Ohne ihre Situation, ihre Subsumption unter das Kapital, in solche Formen und Handlungen und Sätzen einzukleiden, würden sie es keinen Tag länger bei Opel aushalten.

In der letzten Woche – Spätschicht – habe ich es geschafft, mich gegen die Realisierung der Bedeutung dieser Kommunikationsformen und Handlungen zu *„desensibilisieren"*. Ich mußte, einfach um selber zu überleben, es lernen, sie nicht mehr wahrzunehmen. Oder schärfer ausgedrückt: sie so wahrzunehmen, daß ich mich nicht mehr unmittelbar mit meiner ganzen Biographie und Differenz zu ihnen hinwerfe und mich in ihnen total verliere.

III. Zellkern

Unmittelbar nach der Spätschicht Zellkernsitzung bei Demi. Auf dem letzten Stück der Fahrt dorthin hatte ich mit Thomas eine kurze Auseinandersetzung über den Genuß bei der Identifikation mit Filmen und Musik, die man als ideologisch erkennt und deshalb ablehnen müsse. Thomas meint, es sei unkommunistisch, wenn ich einen Film wie „der aus dem Regen kam" genieße, heißt, mich nicht gegen die Identifikation wehre, die ich während des Anschauens habe. Er jedenfalls habe wenigstens sofort hinterher ein schlechtes Gewissen. Das meinte er auch sehr ernst. Ich war sehr betroffen bei dem Gedanken, wie Thomas es dann erst schaffen könne, es im Betrieb auszuhalten, wenn er schon bei der Identifikation mit einem „unkommunistischen" Film seine „kommunistische" Identität sich auflösen sieht und davor Angst hat.

Demi und Eberhard wollten über die Außenkader-Sitzung vom Donnerstag berichten. Dort war das Schulungsprogramm für die Gruppe diskutiert worden. Sie waren aber unfähig, einen Satz dazu zu sagen, der den Tatbestand des leeren Strohs „transzendiert" hätte. Nur leere Worte konnten sie repetieren. Das kann nicht an ihnen gelegen haben, jedenfalls nicht nur, denn sie sind, wie ihr erstes zusammenfassendes Protokoll zeigt, zu theoretischer Artikulation fähig. Es muß an der Sitzung gelegen haben, an ihrer formalen Struktur und an

en Inhalten. Demi hatte brav mitgeschrieben, oder es versucht, aber was sie vom Blatt las, war nur Rotkraut (und manchmal nur Kraut), wie: „die eine Position war, daß wir uns den systematischen Stellenwert der Kategorien von Ware und Tausch systematisch aneignen müssen". „Nur so wird es möglich sein, daß die Protokolle die Ebene der vom Einzelnen unterschiedlich wahrgenommenen Erscheinungen verlassen und generalisiert werden können." etc. — Und das nach vier Wochen Protokollen von sieben Leuten. Ich wußte nicht, ob mich Wut packen sollte oder eine ganz große abgefackte Gelassenheit. Ich habe die Demi nur ganz naiv angeschaut. Da sind ihr Gottseidank ihre Worte im Hals stecken geblieben, und sie hat sich nicht länger gegen das Bewußtwerden der Einsicht gesperrt, daß höchstwahrscheinlich die ganze Außenkadersitzung an der zentralen Frage des nächsten politischen Schritts der BPG völlig vorbeigeschossen ist: An der Frage: Wie die Protokolle auswerten, damit die zukünftigen Protokolle eine solche Wendung nehmen können, daß sie wirklich uns ein Stück näher an unsere nächste Etappe, ein Stück empirischer Klassenanalyse heranbringen?

IV.

Ich fasse zusammen und versuche dabei gleichzeitig eine Präzisierung der zuletzt gestellten Frage hinzukriegen:
In einem Protokoll habe ich den „äußeren" Arbeitstag beschrieben. Ich könnte das mit unendlich vielen Details tun, die im Resultat eine achteinhalb-stündige Summierung der Äußerungen der Selbstverwertung des Kapitals bieten würden. Diese niederzuschreiben, selbst nur in der beschreibenden und erzählenden Aneinanderreihung täte circa mehrere Wochen dauern. Ich freue mich schon auf den Tag, gleichzeitig graust mir davor, wo ich den abschließenden Bericht über meine Tätigkeit im Betrieb beginnen werde.

Dieser „äußere" Arbeitstag wird ständig von den unters Kapital Subsumierten subjektiv „innerlich" verarbeitet. Solche Ausschnitte der Verarbeitung sind die zitierten Worte des Kolonnenführers, sind die Gespräche der Kollegen bei Schichtwechsel über meinen „Fehler". Um eine einzelne solche Detailform zu analysieren, braucht es Papier, Geduld und viel viel Zeit. Ich schreibe ja immer nur Sekunden aus achteinhalb Stunden nieder. Analysieren tu ich noch gar nichts.

Dies *Verarbeiten* hat mehrere Seiten. Relativ leicht zu unterscheiden ist eine sprachliche Seite („die Produktion muß laufen", „alles Scheiße", „Du wirst den Opel noch kennenlernen", „bei uns greift eins ins andere") und eine Seite der wortlosen menschlichen Objektivierung im unmittelbaren Produktionsprozeß (bestimmte Formen des brutal-eleganten Aufsetzens einer Palette auf eine Presse durch einen Gabelstapler). Diese letztere Seite hat wieder zwei Seiten: eine subjektive: Arbeitskameradschaft, gegenseitige Hilfe, Produzentenstolz etc. Ihr Gesamt macht es aus, daß die Arbeit „erträglich" wird, daß man sie überhaupt aushält. In der Blechhalle des K-40 oder des K-67 Gestelle zu stapeln, jahrein-jahraus, das ist nur möglich, wenn die Arbeit als solche selber auf eine ganz perverse Art libidinös besetzt wird. Daß dem so ist, wird sichtbar eben in der Art der konzentrierten, dabei aggressiven und lässigen Fahrweise.
Und die objektive Seite desselben Geschehens: dadurch wird es möglich, daß die Poren des Arbeitstages immer enger geschlossen werden. Nur durch den subjektiven Schein der Arbeitskameradschaft, die wiederum nicht nur Schein, sondern pure Notwendigkeit des Überlebens in der Fabrik ist, wird es möglich, daß die Ausbeutungsintensität immer höher getrieben wird.

Der „äußere" Arbeitstag wird aber nicht nur innerlich verarbeitet. Er hat auch nur eine Seite, die nur „wirkt", unmittelbar ohne „verarbeitet" zu werden (ich weiß nicht, wie anders ausdrücken). Dafür ein Beispiel: das Toilettenpapier hängt nicht in einer Rolle auf jeder Toilette, sondern im Vorraum zu den Toiletten gibt es eine an der Wand angebrachte Eisenhalterung, an der fünf bis acht Rollen Toilettenpapier mit einem *Vorhängeschloß* angeschlossen sind. Daß das „wirkt", darüber kann es keinen Zweifel geben. Aber wie wirkt es? Als ständige Ermahnung, daß der Betrieb dem Opel gehört und nicht Dir? Ja, aber nicht nur. Gleichzeitig wirkt es als latente Aufforderung zum Klauen, und sei es von Arschpapier, und der Gedanke ans Klauen ruft sofort ein schlechtes Gewissen hervor. Aber nicht nur ein schlechtes Gewissen; gleichzeitig auch das falsche Bewußtsein, daß man „durchblickt", und weiß, wie man eine Schraube (eine Schraube!) aus dem Werk schmuggeln kann, ohne von der Werkswacht erwischt zu werden. (Empirisch bei Valtin, der zwei Schrauben auf der Straße aufhob, sich umdrehte, ob niemand schaut, sie einsteckte und sagte: wenn die Dich damit erwischen, dann fliegst Du — fristlos!).

In dem Bericht über das Gespräch bei Schichtende habe ich ein Beispiel für „summarische" Formen der Verarbeitung des Arbeitstages genannt. Was ich dabei nicht genannt habe, ist das eigentlich Interessante — und höchstwahrscheinlich eine der nächsten Aufgaben der Spezialgruppe ‚Proletarische Lebenbedingungen': Herauszufinden, warum sich das frisch unters Kapital subsumierte Proletariat *ländlicher* Herkunft besonders gut für die Opel-Arbeit eignet. Herauszufinden erst einmal , wie bedeutend der Anteil der Arbeiter ländlicher Herkunft ist, dann, wieviele von ihnen noch nebenher Landwirtschaft haben (die von ihnen selbst oder der Frau oder den Verwandten bestellt wird) oder kurz zuvor noch hatten. Dann: was das fürs Bewußtsein bedeutet; Identifikation mit der Arbeit *und* dem Eigentum, etc.etc..

Zur gleichen Zeit sind die „Außenkader" untereinander immer weiter auf dem Paper-Trip. Der Protokoll-Leitfaden ist absolut unbrauchbar: kein Genosse im Betrieb wird je mit ihm arbeiten können. Es sind aber keine Zeichen sichtbar, ihn einer grundsätzlichen Kritik zu unterziehen.
Wovor ich einfach Angst habe, ist, daß das durch ein theoretisches Schulungsprogramm alles noch schlimmer wird: daß sich die beiden Züge mit rasender Geschwindigkeit voneinander weg entfernen: der eine Zug: die Protokolle, die spätestens nach 8 Wochen keine Sau mehr lesen kann, wenn sie dann überhaupt noch geschrieben werden (bei Sepp fängt's schon an!) Der andere Zug: Paper-Produktion plus Schulung. Ich sehe bis jetzt und nach allen Schulungs-Erfahrungen keine Möglichkeit, wie aus dem „Aneignen der Grundkategorien zur Kritik der Quak-Quak" eine Präzisierung unserer Aufgaben im Betrieb in Bezug auf: „Konkrete Elemente der Klassenanalyse" herausspringen soll.

„Im Laufe dieser Gespräche haben wir drei gemerkt, wie wenig Divergenzen oder Konvergenzen bedeuten, daß das Entscheidende das Miteinandersprechen ist."
Philippe Gavi

„So ist trotz allem auch der Journalist von ‚Liberation' gezwungen, sich gewisser Techniken zu bedienen, die einem Betrug gleichkommen, denn Schreiben ist immer eine Art Betrug." Philippe Gavi

Notizen bei der Lektüre von "DER INTELLEKTUELLE ALS REVOLUTIONÄR"

von Sartre, Victor, Gavi

Was in Frankreich vor sich ging, interessierte gerade auch die Genoss-inn-en, die 1970/71 in die Betriebe gingen. Im Mai 68 war die „Neue Linke" als praktische Gewalt, nicht nur als theoretische Kritik auf die geschichtliche Bühne getreten. Sehr bald zogen viele Genossen die Konsequenz, maoistische Gruppen zu gründen (als theoretische Zirkel – UJC/ML – um Althusser gab es sie sogar bereits vor dem Mai). Die Gauchismus-Diskussion, die eine Konsequenz aus der Auflösung von Gruppen wie Gauche Proletarienne (Proletarische Linke) war, brauchte (anders als die Interventionismus-Diskussion hierzulande) sich nicht nur auf das Für und Wider, das aus der linksradikalen scene selber kam, zu stützen, weil zugleich aus einer autonomen Arbeiterbewegung die Forderung nach Arbeiterkontrolle aufgestellt wurde, die sich im Kampf bei Lip selber zum strategischen Bezugspunkt machte. Die frz. Diskussion um die Alternativkonzeption paralleler Marginalmächte, ebenso die leninistische Konzeption der Eroberung der zentralen Staatsmacht ist seit Lip davor bewahrt, Möglichkeiten und Grenzen rein theoretisch bestimmen zu müssen.

Das Buch mit dem scheußlichen Titel ist die Wiedergabe von Gesprächen (alles in wörtlicher Rede) zwischen den drei Redakteuren von *Liberation* (sie wurden es in der Zeit, und das Zeitungsprojekt ist auch ein wesentliches Thema) im Zeitraum von 1972 bis 1974. Die Gespräche gehen jeweils um bestimmte Themen und sind mehr oder weniger in sich abgeschlossen. Man muß das Buch nicht in einem anstrengenden Rutsch durchlesen.

Die ersten Gespräche drehen sich darum, warum Intellektuelle in den 50er Jahren mit der PCF zusammenarbeiteten, und was dann die Gründe und Anlässe ihres Bruchs waren (das ist v.a. die Geschichte von Sartre). Es gab zwar die (erlernte) traditionelle Akzeptierung der „Was-tun?"–Thesen, v.a. aber war es praktisch unmöglich, anders als über die PC Kontakt zu Arbeitern zu bekommen. Doch genau dieses Bedürfnis der Intellektuellen frustrierte die PC in zunehmendem Maße, indem sie sich zur institutionalisierten Opposition etablierte. Fein säuberlich wurden die verschiedenen sozialen Gruppen in ihren jeweiligen Massenorganisationen voneinander isoliert, für jede ein je spezifisches Legitimationsdenken entworfen.

Die drei entwickeln bei ihren Reflexionen über die PC eine Institutionstheorie. „Die Institutionen sind nichts anderes als der gesellschaftliche Ausdruck des Wunsches – und zwingen zugleich, sich zu fügen." (Philippe Gavi). Schließlich tritt die Institution selbst den Ersatz dessen an, wozu sie geschaffen wurde. . . und produziert „Endzeitmythen" (z.B. den Mythos vom „großen entscheidenden Tag" – bis dahin herrschen die Kulte der Institution).

Die Idee, mit der Revolution in jeder Situation zu beginnen, machte den Bruch mit der PC unvermeidbar; die große Austrittswelle gabs dann nach 68, nach dem Mai und nach der sowjetischen Invasion in der CSSR. Die PC perpetuierte die von der Bourgeoisie den Intellektuellen zudiktierte Rolle und füllte sie lediglich mit anderen Inhalten.

Übereinstimmend nennen die drei als wesentliche Inhalte des Pariser Mai die radikale Ablehnung jedes Delegationsprinzips und jedes „Starkults". Die Annahme solcher Ideen ermöglichte den Intellektuellen gerade, sich von der eigenen Rolle zu distanzieren; viele versuchten dann eine Zusammenarbeit mit den Maoisten, die das inhaltliche, szenarische und organisatorische Vakuum links von der PCF zu füllen bestrebt waren.

Über die dogmatische Auslegung des Begriffs des „neuen Intellektuellen" streiten sich dann Sartre und Victor, der hier die maoistische Position vertritt. Es spitzt sich zu und stellt sich heraus, daß der Begriff der Maoisten so neu nicht ist: Organisationsvorschläge und Ideen haben sie eigentlich nur für die Intellektuellen, die „etwas taugen", Ärzte, Ingenieure, etc. Sartre versucht dann die Notwendigkeit des Philosophen im Sozialismus nachzuweisen und erklärt es als ein Problem der Sprache und der Produktion, inwieweit dieser Philosophenstatus exklusiv für einige bleibt.

Attraktiv und weitertreibend war damals v.a. die Gauchismus-Auseinandersetzung, die die Maoisten vorantrieben und die sich nicht mit der hiesigen Diskussion um opportunistischen Reformismus versus linksradikale Politik identifizieren läßt. Die Gauchismus-Auseinandersetzung war stets eine um Taktik *und* Kampfinhalte. Es ging für die Linksradikalen in Frankreich nicht nur darum, die mangelhafte Vermittlung der eigenen Vorstellungen und Ziele kritisch zu rekapitulieren, das großteils fehlende Anknüpfen an das Massenbewußtsein zum Ausgangspunkt einer Strategiedebatte zu machen; die Bewegungen und autonom entstandenen Forderungen selber zwangen die Linksradikalen zu einer Änderung traditioneller Schemata, z.B. das „gauchistische" Ignorieren der Bewegung der Lehrer, oder der „gauchistische" Verzicht, an konkreten Justizprozessen konkrete Kampagnen auszulösen mit der Begründung, dadurch schenke man der Klassenjustiz irgendwo noch Vertrauen.

Victor beschreibt die Entwicklung einer Methode von Praxis, die sich an einem Arbeiterdenken des „Schlag gegen Schlag" orientierte, unter dieser Parole sich organisierte, und das „Unnormale, Marginale" als ihren Adressat erblickte. „Schlag gegen Schlag" – das notwendige, von Rache motivierte Anfangsmoment der Revolte – wich dem Kampfinhalt „Kontrolle". Aber es ist wichtig, die Verbindung zwischen beiden Begriffen aufzuzeigen, denn wenn man sie aus dem Blick ver-

liert, verliert man den Sinn der Kontrolle aus den Augen und verfällt dem Reformismus. In der reformistischen Version der Kontrolle wird die Kontrolle von Delegationen durchgeführt, beispielsweise ist es die Aufgabe einer Kommission, mit der technischen Leitung über das Arbeitstempo zu verhandeln, die Normen festzulegen und so fort. Das hat nichts mehr zu tun mit der direkten, der demokratischen Kontrolle, bei der die Masse über den Platzwechsel entscheidet." (Pierre Victor) Treibendes Moment des „Schlag gegen Schlag" war auch der „Gleichheitswille", der in der „Kontrolle" nicht verlorengehen soll. Ein Grund für den langsamen Übergang des früheren Praxisinhalts zum heutigen erblickt Victor – als selbstkritische Ausführung zur Geschichte der Maoisten in Frankreich – in der Trägheit, bisweilen Abwesenheit und Arbeitsteiligkeit des Denkens in den politischen Gruppen.

„*Gavi*: Auch von Euch, obwohl die maoistische Bewegung überhaupt keine, keinerlei Strategie hat, jedenfalls keine langfristige. Man weiß immer nicht, wie Ihr Euch die Machtübernahme vorstellt. Jedenfalls bleiben alle aus dem Marxismus-Leninismus hervorgegangenen Strömungen bei einem – sagen wir – leninistischen Schema der Machtübernahme.
Victor: Um klarer zu sehen, wüßte ich gerne Deinen persönlichen Standpunkt.
Gavi: Mein persönlicher Standpunkt ist der, daß die Macht nicht übernommen werden kann.
Victor: Du glaubst wirklich, daß wir die Macht nicht bekommen werden?
Gavi: Jedenfalls vorläufig nicht; nicht solange ich lebe.
Victor: Wie alt bist Du?
Gavi: Zweiunddreißig. Und wenn ich sage, zu meinen Lebzeiten nicht mehr, dann meine ich, daß mit fünfzig. . .
Victor: Du behauptest also, daß es in den nächsten zwanzig oder dreißig Jahren nicht möglich sein wird, die Macht zu übernehmen?
Gavi: Wenn nicht alles kaputtgehen soll. . .
Victor: Moment, das mußt Du schon genauer erklären. Wie sieht denn Deine revolutionäre Strategie aus, wenn Du davon ausgehst, daß die Revolution ihr Ziel, nämlich die Machtübernahme, nicht erreichen wird. Fasse ich Deine Gedanken richtig zusammen, wenn ich sage: ‚Da wir die zentrale Staatsmacht nicht übernehmen können, ergreifen wir wenigstens eine Marginalmacht?' Ist das Deine Strategie?
Gavi: Um unter korrekten Bedingungen die zentrale Staatsmacht übernehmen zu können, müssen wir zunächst einmal jene Parallelgesellschaft aufbauen.
Victor: Meiner Ansicht nach bist Du auf dem besten Wege, den Reform-Gauchismus zu erfinden.
Gavi: Nein, was da reformistisch erscheinen mag, ist es gar nicht. Das Bedürfnis, sofort anders zu leben, führt Dich zur radikalen Infragestellung aller gesellschaftlichen Strukturen und aller ihrer beherrschenden Interessen. . .
Victor: Aber wie Du schon sagtest, Du richtest Dich auf einem subversiven Plätzchen in der Gesellschaft ein, Du arrangierst Dich. . ." (Mai 73)

Die Diskussion über Macht setzt sich fort und gelangt schließlich zu einer radikalen Kritik des leninistischen zentralstaatlichen Machtbegriffs. Andererseits – angesichts Lip, angesichts Chile, über das die drei breit diskutieren, insbesondere über die Analogien zu Frankreich, v.a. was die Chance des Reformismus und die Perspektive der Zwischenschichten anbetrifft – begnügen sie sich nicht mit einem Konzept des Zusammenwachsens paralleler Marginalmächte. Die Kritik bleibt vorerst negativ: die zentralisierte Macht korrumpiert. Trotzdem ringt keiner der drei sich zu einer folgerichtigen Kritik des MIR, des Klasse-gegen-Klasse Konzepts durch.

Bemerkenswert ist auch die Diskussion (vom Juli 73) über Lip. Anstatt den abgeschmackten, verständnislosen Hinweis, solches gehe ja eh nur in der Konsumgüterindustrie, zu reproduzieren, gehts wiederum um symbolische und subversive Macht. Die drei versuchen sehr genau zu verstehen, inwieweit und welchen „Arbeitgebern" (sie unterscheiden durchgehend zwischen „Bourgeoisie" und „Arbeitgebern", als einem eingrenzbaren, fraktionellen Teil) Lip tatsächlich schadet. „Ereignisse wie Lip werden gegenwärtig durch ein uraltes Revolutionsgeschwätz erdrückt, und dieses Geschwätz, die alte Theorie, die ich hier gerade skizzierte, ist im Begriff, noch bevor es soweit ist, das Ereignis Lip zu Grabe zu tragen. Alle revolutionären Gruppen, die auf sich halten, glauben fest an ihr Programm und ihre Theorie. Sie sagen, denken oder äußern unter der Hand: ‚Mit Lip ist es aus. Mit dem Marsch auf Besancon hatten wir (!) einen Höhepunkt erreicht. Das ist jetzt das letzte Scharmützel, das Geraufe um der Ehre willen, wie immer bei einem wichtigen Streik etc." (Pierre Victor). (Kaum vorstellbar, solches aus dem Munde eines „westdeutschen Maoisten" zu vernehmen).

Am Schluß nehmen die Streitgespräche eine „realpolitische" Wendung: Verhalten bei den bevorstehenden Wahlen. Unterstützung des Linksbündnisses, Propaganda gegen den bourgeoisen Wahlbetrug? Wie steht jeder persönlich dazu? Ziemlich unverhohlen geben alle zu, daß ihnen das Ganze zu früh kommt, und daß es ein aufgesetzes Scheinproblem ist, jetzt großartig zu den Wahlen Position zu beziehen.
„*Gavi*: . . . Wenn der Gauchismus zu etwas mehr Reife und einem besseren Selbstverständnis gefunden hat, kann über die Frage gesprochen werden, wie eine Organisation zu schaffen ist, die alle Revolutionäre auf eine neue Weise eint. Von Natur aus sind wir keine Verfechter des Spontaneismus, und wenn wir nicht über alles diskutieren, geht unsere Kritik am Ziel vorbei.
Victor: Jetzt am Ende des Gespräches fragt Philippe Gavi nach dem Begriff der Partei. . . (Gelächter)"

Der deutsche Arbeitscharakter

Der folgende Text ist ein Auszug aus dem Buch „Mitteleuropa" von Friedrich Naumann (Berlin, 1916); der Auszug ist dem Kapitel „Das mitteleuropäische Wirtschaftsvolk" (S. 105 – 113) entnommen. Naumann (1860 – 1919) war evangelischer Theologe und Politiker, lange Zeit saß er im Reichstag, als Abgeordneter einer Partei, die Vorläufer der heutigen FDP war. Naumann machte sich – vor allem über den von ihm gegründeten „Nationalsozialen Verein" – für einen sogenannten christlichen Sozialismus stark; Naumann hielt es für falsch, den Sozialismus zu bekämpfen – er trat dafür ein, an das Arbeitsethos der organisierten Arbeiterbewegung anzuknüpfen, es zu stärken und so die Arbeiterbewegung in den deutschen Staat zu integrieren.

Wir alle überlegen uns im Kriege, warum wir Deutschen und insbesondere wir Reichsdeutschen in der übrigen Welt so unbeliebt sind. Vielen gutmeinenden Volksgenossen ist diese internationale Abneigung etwas ganz Entsetzliches und sie zergrübeln sich den Kopf, was wir tun müssen, um endlich wieder Gnade zu finden. Dabei suchen sie die Quelle des bösen Willens der übrigen Völker oft in sehr nebensächlichen Punkten, wie etwa in dem Mangel an gesellschaftlichen guten Formen der im Ausland reisenden, laut sprechenden lodenbekleideten deutschen Touristen, oder in dem theatralischen Säbelklirren einiger verabschiedeter Generale und nicht im wirtschaftlichen Volkstyp selber, weil sie an den wirtschaftlichen und damit seelischen Veränderungen des eigenen Volkes viel zu unbewußt teilnehmen. Es kommt ihnen kaum in den Sinn, daß wir deshalb unbeliebt sind, weil wir eine Arbeitsweise gefunden haben, die zunächst und auf längere Zeit hinaus kein anderes europäisches Volk uns so nachmachen kann und die den anderen deshalb nicht loyal erscheint. Es ist das, was wir soeben als den Übergang in den unpersönlichen Kapitalismus zweiter Stufe bezeichnet haben, ein Vorgang, der bei uns das Ergebnis von etwa 1 1/2 Jahrhundert Arbeit und Erziehung ist.

Das, was die Besonderheit des Deutschen ausmacht, ist nicht eine an sich neue Eigenschaft, die sonst in der Welt nicht vorhanden wäre, sondern es ist die methodische, anerzogene Steigerung eines Könnens, das bei den bisherigen führenden Völkern auch vorhanden war und ist, aber nicht schulmäßig und absichtlich entwikkelt wurde. Nach unserem eigenen Gefühl sind wir nun noch lange nicht am Ende der Organisiertheit angelangt, noch lange nicht, aber in den Augen der anderen sind wir schon weit von ihrer Lebensart abgekommen, sind ein unfreies Volk, weil wir besser als sie gelernt haben, unsere Arbeit nach gemeinsamen Plan und im gemeinsamen Rhythmus zu vollziehen. Und zwar trifft das alle Arbeiten. Es ist nicht so, als ob der Industrialismus das besondere deutsche Merkmal sei, denn industriell, maschinell, gewerblich sind und waren die Engländer vor uns, und der besondere deutsche Geist, von dem wir reden, zeigt sich mindestens ebensosehr in unserem Landwirtschaftsbetriebe wie in unserem Gewerbe.

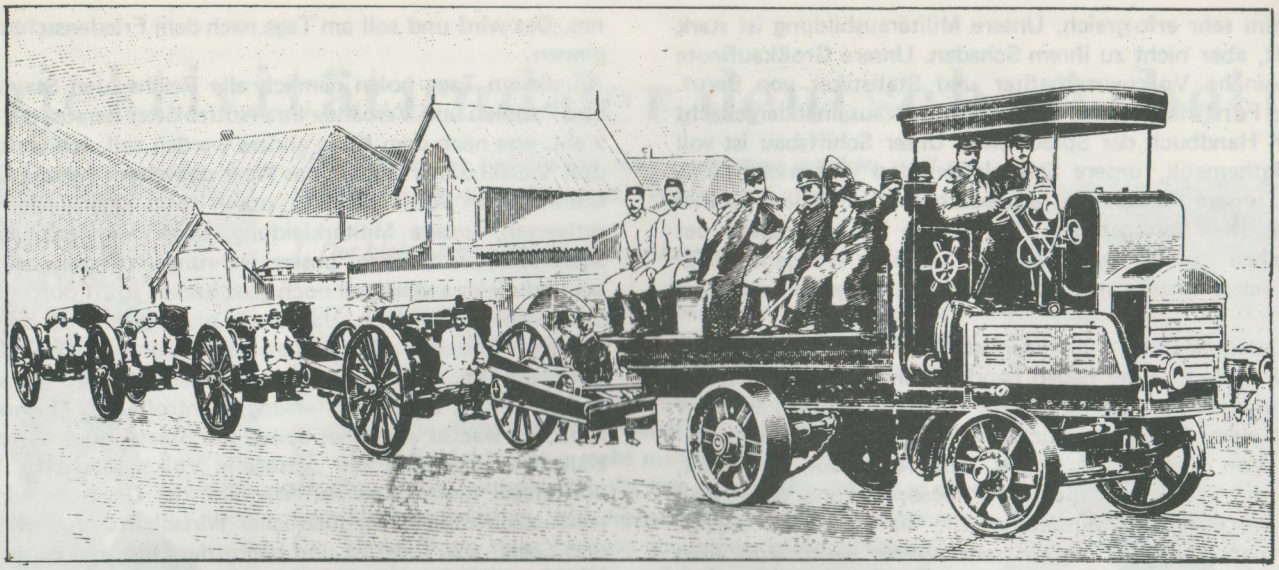
Aus demselben inneren Triebe heraus ist auch unsere Industrie so voll von Organisationsgedanken und Verbandsstatuten. Da ich an verschiedenen Stellen von den wirtschaftlichen Syndikaten oder Kartellen reden will, so soll hier nur die Tatsache selbst hervorgehoben werden, daß in den letzten 20 Jahren unsere deutschen Industrien ein völlig neues Gesicht

EINIGE VON UNS

„So ein Tag, so wunderschön wie heute . . ."

Die Mainzer Hofsänger gehören zum festen Bestandteil der närrischen Saison am Rhein. Drei der beliebten Gesangsgruppe sind Angehörige unseres Werkes. Auf dem Bild von links Wilfried Cezanne, Prozeßabteilung, Hans Gievers, Fotoabteilung PEK, und Karl-Heinz Reinheimer, Styling. Sie haben in der gerade zu Ende gegangenen Kampagne wieder vielen Menschen frohe Stunden bereitet und wurden in der Fernsehsendung von Millionen bewundert. Die Hofsänger sind aber nicht nur während der närrischen Zeit „im Einsatz"; während des übrigen Jahres sind sie gern gesehene Gäste bei verschiedenen Veranstaltungen, und auch im Ausland gastieren sie oft. So führt sie im April dieses Jahres zum dritten Mal eine Reise in die USA.

(aus der Werkzeitung von Opel, der "Opel-Post", I/1972)



bekommen haben. Indem sie wuchsen, wuchsen sie ineinander. Durch Arbeitgebervereine, Zahlungskartelle, Rayonierungsverträge und Preisvereinbarungen entstand ein vielgliedriger Apparat von Zugehörigkeiten und Abhängigkeiten, in dem sich der Fernerstehende kaum zurechtfindet, der aber Stück für Stück nach Bedarf geschaffen wurde und durch den der Privatunternehmer alten Stiles ganz leise im Laufe eines Menschenalters, auch wenn er ursprünglich durchaus nicht will, in die geordnete industrielle Gemeinwirtschaft hinübergleitet. Er wird Verbandsunternehmer. Wenn die erste und zweite Generation von Unternehmern diesem Entwicklungsgange sich nur mit Sträuben anbequemten und lieber Einzelkapitalisten im westeuropäischen Sinne bleiben wollten, so ist der Unternehmer dritter Generation meist schon von vornherein als Verbandsmensch geboren. Damit wird er in gewissem Sinne freier leitender Angestellter einer Gesellschaft, die Stahl erzeugt oder Garn oder Zucker oder Spiritus. Die gewerbliche Grundform des Zeitalters ist damit gefunden und bohrt sich nun beständig weiter durch. Noch weitere 20 Jahre, so werden wir die übersichtlichsten Haushaltspläne und Arbeitsverteilungen einer gewaltigen Industrie vor uns haben. Die Regelung der Produktion ist auf dem Marsch. Was vor 40 Jahren als weltferne Ideologie von sozialistischen und staatssozialistischen Träumern erschien, tritt mit fabelhafter Sicherheit als inzwischen fertig gewordene Wirklichkeitsform auf. Deutschland ist nicht nur auf dem Wege zum Industriestaat, sondern zum *Organisationsstaat* überhaupt.

Dem entspricht vollständig, was wir beim Lohnarbeiter erleben und nach seinem Vorbild bei allen Gruppen höherer Angestellter. Das alte Ideal des einzelnen, der seine Arbeitskraft verkauft, wann, wo und wie er will, ist fast untergegangen im sozialen Ideal des gemeinsamen Lohn- und Arbeitsverbandes. Der Nichtgewerkschaftler ist zwar noch zahlreich übriggeblieben, aber er hat in keiner Weise die Führung. Und was den deutschen Gewerkschaftler, soviel wir sehen, auch vom älteren englischen unterscheidet, ist seine größere Zusammenfassung und Disziplinertheit, die er sich gegen den Wunsch der Staatsleitung und des Unternehmertums, trotz Sozialistengesetz und Polizeischikanen mühsam aber erfolgreich erkämpft hat. Die deutsche Masse will organisiert auftreten, das ist ihr Lebensprinzip. Es genügt nicht zu sagen, daß sie aus Gründen des Lohnvorteils sich verbindet. Wer Gewerkschaftler kennt, weiß, daß der berechtigte Privategoismus nur ein Teil ihres Wesens ist und gerade bei den leitenden Personen nicht der entscheidende. Sie haben sich ihr gewerkschaftliches Lebensideal zurechtgemacht, eng und steif, wie es bei kleinen Leuten mit kleinem Lebensspielraum nicht anders sein kann, aber fest geschlossen und klar in sich selbst. Der Gedanke der überpersönlichen Wirtschaftsführung der Masse in Arbeit, Arbeitsverkauf und –konsum setzt sich durch und wird einfach Selbstverständlichkeit. Darin ist die deutsche arbeitende Menge anders als alle romanischen Bevölkerungen, denn das, was in Italien und Frankreich Sozialismus genannt wird, ist zwar den Worten und der Theorie nach den deutschen Arbeiterverbänden verwandt, besitzt aber durchaus nicht den Härtegrad innerer Festigkeit, den unsere sozialdemokratischen oder auch sonstigen Gewerkschaftskörper schon jetzt erreicht haben.

Alles folgt nun demselben Zuge: die Techniker, die Lehrer, die Oberlehrer, die Gelehrten, die Ärzte, selbst die Künstler. Die Innungen der Handwerker beleben sich neu und passen sich den veränderten Zeitbedingungen an. Wir sind bei allem Streit der vielen gegeneinander kämpfenden Interessenverbände ein einheitliches Volk, großartig einheitlich in dieser Weise der praktischen Lebens- und Arbeitsverfassung. Daran hat Volksschule, allgemeine Wehrpflicht, Polizei, Wissenschaft und sozialistische Propaganda zusammengearbeitet. Wir wußten kaum, daß wir im Grunde alle dasselbe wollten: die geregelte Arbeit der zweiten kapitalistischen Periode, die als Übergang vom Privatkapitalismus zum Sozialismus bezeichnet werden kann, falls man nur das Wort Sozialismus nicht als bloße proletarische Großbetriebserscheinung annehmen, sondern frei und weit fassen will als Volksordnung zur Erhöhung des gemeinsamen Ertrages aller für alle.

Dieser neue deutsche Mensch ist das Unbegreifliche für die Individualistenvölker, denn er erscheint ihnen teils als Rückfall in vergangene gebundene Zeiten und teils als künstliche Zwangskonstruktion, die das Menschentum verleugnet und vergewaltigt. Man hat in den gebildeten Kreisen von Paris und London gegenüber diesem deutschen Typ Mitleid, Scheu, Achtung und Abneigung zugleich. Auch wenn man dort dasselbe würde leisten können, würde man es nicht wollen, denn man will diese disziplinierte Seele nicht, man will sie nicht, weil das der Tod und die Preisgabe der eigenen Seele sein würde. Nur wer Deutschland auch gelegentlich von draußen her mit den Augen der Fremden anzuschauen versucht hat, wird das ganz verstehen. Dem Deutschen, der nur Deutschland kennt, muß die innere Stärke dieses Gegensatzes notwendig verborgen bleiben, er fühlt gar nicht, wie fremd er gerade den besten Menschen in den Westvölkern schon geworden ist, nicht durch etwas Einzelnes, das er tut, sondern einfach durch das, was er ist.

Wie sehr übrigens die neue deutsche Arbeitsmethode eine Fortsetzung des deutschen schulmäßigen Denkens ist, kann man nur begreifen, wenn man die deutsche Behandlung wichtiger Aufgaben von seiten führender Männer mit der entsprechenden ausländischen nichtdeutschen Behandlung vergleicht. Unsere Finanzpolitik hat einen fühlbar doktrinären Zug, ist aber gera-

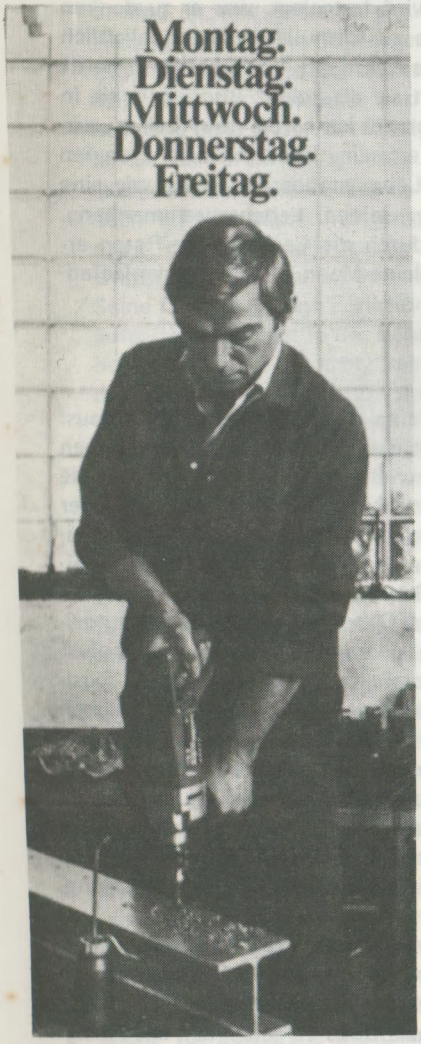
de darum sehr erfolgreich. Unsere Militärausbildung ist stark lehrhaft, aber nicht zu ihrem Schaden. Unsere Großkaufleute sind beinahe Volkswirtschaftler und Statistiker von Beruf. Unsere Forstwissenschaft ist fast so gut auseinandergedacht wie ein Handbuch der Sprachlehre. Unser Schiffsbau ist voll von Mathematik, unsere Stahlplatten sind wissenschaftliche Werke, unsere Farben sind ausgedachte Chemikalien. Es tritt in dem allen weniger der unmittelbare Erfindungsgeist des glücklichen Zufalls zutage als der sorgfältig erzogene Fleiß. Oder anders gesagt: man glaubt bei uns an gemeinsame Arbeit.

Der Zusammenhang mit der schulmäßigen Wissenschaft, den wir überall in der neuen Landwirtschaft und in allen Gewerbeunternehmungen größeren Umfangs entdecken, war und ist auch die Eigentümlichkeit der deutschen Sozialdemokratie. Von ihr sagte Fr. Engels, der Freund von Karl Marx, sie sei die Erbin der deutschen Philosophie, und wenn man dieses Wort nicht so ausdeuten will, als sei sie die einzige Erbin, dann liegt in ihm ein sehr wahrer Kern. Von allen Arbeiterschaften ist nur die deutsche (und deutsch-österreichische) in ihrer Massenbelehrung im Sinne des reinen Marxismus aufgetreten. Das konnte im einzelnen oft falsch sein und über die Köpfe und über die Gegenwartsprobleme weit hinweggehen, aber die Tatsache selbst, daß wir die theoretischste Arbeiterbewegung der Welt besaßen, gehört zum Bilde des deutschen Wirtschaftsvolks. Diese Arbeiterschaft zusammengebunden mit unseren geschulten Unternehmern, mit unseren Syndikatsleitern, mit unseren Geheimräten und Offizieren ergibt nicht die anmutigste und amüsanteste Gesellschaft, die es geben kann, aber die wirksamste, sicherste, ausdauernste menschliche Maschinerie. Diese lebendige Volksmaschine geht ihren Gang, ob der Einzelmensch lebt oder stirbt, sie ist unpersönlich oder überpersönlich, hat ihre Reibungen und Störungen, ist aber als Ganzes etwas, was geradeso vorher nie vorhanden sein konnte, unser geschichtlich gewordener Charakter.

In dieser unserer deutschen Arbeitsweise sind wir alle durch den Verlauf des Krieges sehr bestärkt worden. Vom ersten Tage an wurde der uns aufgedrungene Krieg wie einenotwendige ganz allgemeine Pflicht und Arbeit angesehen, die eben getan werden muß. Jedermann erwartete von den verantwortlichen Stellen eine bis ins kleinste gehende durchdachte Organisation. Sobald man fühlte, daß sie vorhanden war, fand man die Truppen und Heimatkräfte zu den größten und seltensten Anstrengungen bereit, ohne sich eben dieses zum besonderen Verdienst anzurechnen. Der Krieg war eben nur die Fortsetzung unseres Lebens mit anderen Mitteln, aber im Grunde mit den gleichen Methoden. Darin wohl liegt das Geheimnis der Erfolge. Wir siegen weniger durch Einzelpersonen als durch das anerzogene Gefühl für gemeinsame schwierige Arbeit und die, welche auszogen, uns zu sich bekehren, mußten im Kampfe versuchen, uns zu gleichen. Wenn unsere Gegner diesen inneren Zusammenhang zwischen Kriegs- und Friedensarbeit als „Militarismus des Deutschtums" bezeichnen wollen, so kann uns das nur recht sein, denn in der Tat wirkt die preußische Militärzucht durch uns alle hindurch vom Industrieadmiral bis zum Erdarbeiter. Was wir ablehnen, ist nur der Nebenton, der sich mit dem Worte Militarismus verbunden hat, und der im Kasernenbetrieb der Friedensjahre schwer ganz fernzuhalten ist. In der gemeinsamen Wertschätzung der freiwilligen Zucht eines großen Volks-, Kriegs- und Arbeitsheeres werden wir sicherlich aber nach dem Krieg noch viel enger unter uns verbunden bleiben, solange als noch Menschen leben, die in diesem Kampf ihren Posten ausgefüllt haben. Mag's gehen wie es will, das Deutschtum hat seine gewaltige Taufe empfangen: der Geist der Nation war und ist vorhanden! Wir sind in unserem Wesen als Einheit uns selbst und der Außenwelt offenbar geworden. Jetzt handelt es sich darum, dieses im unheimlichsten Kampf erprobte deutsche Wesen bis ans Ende durchzuführen. Das wird und soll am Tage nach dem Friedensschlusse beginnen.

An diesem Tage holen nämlich alle Reichs- und Staatsämter und Parteien und Verbände ihre Notizblätter heraus, auf denen steht, was nach dem Krieg anders werden soll. Ich wette, daß drei Viertel dieser Blätter das Wort enthalten: bessere Organisation! Unser Auslandsdienst, unser Rotes Kreuz, unser Lazarettwesen, unsere Militärkleidung, unser Militäreinkauf, unsere Pferdebeschaffung, unsere Nahrungsversorgung, alles dieses und vieles andere soll noch ganz anders straff durchgedacht und vorberechnet sein, damit wir nicht wieder so darstehen wie jetzt in den Ratlosigkeiten der Nahrungsdebatten. Da nun aber jede Organisierung wieder in Statistik, Kontrolle und Ord-Zergliederung, Zusammenfassung, Kontrolle und Ordnung besteht, so wächst von allen Seiten der Staats- oder Nationalsozialismus, es wächst die „geregelte Volkswirtschaft". Fichte und Hegel nicken von den Wänden: der Deutsche wird erst recht nach dem Krieg staatlicher Wirtschaftsbürger mit Leib und Seele, sein Ideal ist und bleibt der Organismus, nicht die Willkür; die Vernunft und nicht der blinde Kampf ums Dasein. Das ist unsere Freiheit, unsere Selbstentfaltung. Damit werden wir unseren Geschichtstag erleben wie es andere sieghafte Völker mit anderen Künsten und Tüchtigkeiten in anderen Zeitaltern taten. Unsere Periode bricht an, wenn der englische Kapitalismus seine Höhe erreicht und überschritten hat, und für diese andere Periode haben uns Friedrich II., Kant, Scharnhorst, Siemens, Krupp, Bismarck, Bebel, Legien, Kirdorf, Ballin zusammen erzogen. Für dieses unser Vaterland sind unsere Toten im Felde gestorben: Deutschland in der Welt voran!

Subjektivität und der deutsche Arbeiter



"Die Deutschen werden nie eine Revolution machen, weil es von der Regierung verboten ist." Alexander Cohen

1. Der kleine Mann hat eine Geschichte

Seine Ideologie entstammt der historischen Lösung des Verhältnisses von Objektivismus zu Subjektivismus innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung. Der kleine Mann ist entmachtet. Seine Macht hat er an den objektiven Faktor, die Organisationen, vor allem die Gewerkschaften und Parteien delegiert. Er -- seine Subjektivität -- steht machtlos der Organisation gegenüber. Seine Subjektivität gilt ihm nichts. Mit ihr hat er die Gewißheit aufgegeben, sein eigenes Leben ändern zu können. Der kleine Mann steht genauso vor seinen 'eigenen' Organisationen wie vor denen des Klassenfeindes. Als politisches Subjekt ist er völlig enteignet, da bleibt nur der Kaufvertrag zwischen ihm und seinen Organisationen und ihren Dienstleistungen wie Lohnerhöhungen usw. Zudem hört er auf, Bedürfnisse für sich zu artikulieren. Er versteht sich selbst als Objekt und so läßt er sich die Qualität seines Lebens bestimmen. Lebensqualität ist ihm dann das Mobiliar seiner Wohnung, der Farbfernseher usw., nicht aber die Qualität der sozialen Beziehungen mit anderen. Die Nichtexistenz von sozialen Beziehungen und intakten Sozialstrukturen, wie wir sie aus Italien, England und Spanien kennen, wird nicht mehr als Mangel empfunden. Die sind einfach kein Bestandteil seines Lebens.

"Ich bin ein kleiner Mann. Ich habe nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren. Wer immer der Herr ist, die kleinen Leute müssen hart arbeiten, um leben zu können. Für mich ist alles dasselbe." (Deutscher Arbeiter 1946, zit. S.Padover)
"Uns geht's gut. Wir können uns nicht beklagen. Als kleiner Mann werd' ich eh nie was ändern. Guck, wie dreckig es denen geht in Italien und England. Ich bin zufrieden -- was könnte ich mir sonst noch wünschen?" (Deutscher Arbeiter, Degussa, Frankfurt 1976)

2. Der kleine Mann stellt seine Gleichung auf.

Der kleine Mann hat seine sozialen Möglichkeiten gegen die angebotene Kaufkraft eingetauscht. Er besitzt eine Gleichung: Kaufkraft = Glück. Diese Gleichung aber macht ihn selber nicht glücklich. Umkreist von den erworbenen Gegenständen, die den Großteil seines Lebensinhalts ausmachen, steht er mit leeren Händen vor dem Ruin seines sozialen Lebenszusammenhangs. Nach dem Krieg schaffte die Notsituation soziale Strukturen, die die alltäglichen Beziehungen der Menschen untereinander positiv veränderten. Es war zum Teil eine Wiederentdeckung von alltäglicher Solidarität und Gemeinsamkeit, die gleichzeitig als Rückhalt für die politische Offensive der Arbeiterklasse diente. Die politische Niederlage der Nachkriegsjahre findet seinen Gegenpart in dem Zusammenbruch dieses sozialen Lebenszusammenhangs. Der Depolitisierungsprozeß, der sich in den letzten 30 Jahren vollzogen hat, ist eben ein Produkt dieses Zusammenbruches, wie die expliziten politischen Niederlagen, die die Arbeiterklasse erlitten hat.
Heute wird die Abwesenheit dieses Lebenszusammenhangs manchmal wehmütig bedauert, aber zumeist nicht als Mangel empfunden. In anderen Ländern, etwa Spanien, Italien, Großbritannien sind Kämpfe ohne diesen positiven Lebenszusammenhang nicht vorstellbar. Ein Beispiel dazu: während der britischen Bergbauarbeiterstreiks 1972 & 1974 sind ganze Städte, Dörfer in die Kämpfe miteinbezogen gewesen. Die Kleinladenbesitzer haben Lebensmittel gespendet, die Frauen haben Sozialämter belagert mit ihren Kindern, um den Staat durch Sozialhilfe zu zwingen, den Streik zu bezahlen. Die Verflechtung von Kampf und Leben ist nicht voneinander zu trennen. Die Militanz und Entschlossenheit der Kämpfe ist ohne diesen Rückhalt nicht möglich gewesen. In Spanien heute beschränken sich die Kämpfe nie auf einen Betrieb in Isolation vom sozialen Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen. Dieser Lebenszusammenhang macht eine breite Solidarität erst möglich, solche sozialen Voraussetzungen sind, meine ich, in der BRD kaum noch vorhanden. In der BRD ist die Trennung von Politik und Leben weitgehend vollzogen. Dadurch wird das Leben des kleinen Mannes noch weiter reduziert. Im vermeintlichen Palast seines vermeintlichen Reichtums, Farbfernseher, Auto, Gran Canaria hält er fest an seiner Gleichung. Diese Gleichung ist *der Besitz* – ohne ihn bricht die Dunkelheit ein.

3. Die Gewerkschaft

Da gibt es wenige deutsche Arbeiter, die diese Gleichung nicht aufstellen. Diese wenigen sind in gewisser Weise klassenbewußt. Sie stehen zu ihrer Klasse und verhalten sich spontan solidarisch. Oft stammen sie aus Familien mit einer lebendigen kämpferischen Arbeitertradition und haben sich zunächst, wie ihre Eltern, aktiv an der Gewerkschaftsarbeit beteiligt. Diese sind die Kämpferischsten, aber sie sind nicht mehr aktiv. Für die meisten gibt es zwei oder drei entscheidende Erfahrungen,

die eine weitere aktive Arbeit in der Gewerkschaft unmöglich gemacht haben.

Hier ist ein Musterbeispiel. 1971 streikten verschiedene Chemie-Betriebe in Frankfurt, u.a. die Degussa. Der Streik bei Degussa ist mit einer überraschend rauhen Militanz geführt worden. Viele Arbeiter, insbesondere die aus dem Gallusviertel (Frankfurter: Kamerun) fanden ihre eigene Geschichte in der physischen Auseinandersetzung wieder. Sie hatten zum erstenmal seit Jahren das Gefühl, daß der Streik tatsächlich ihre eigene Sache gewesen ist, durch die sie eine direkte und bestimmende Rolle in der Entscheidung über den Tarifabschluß haben konnten. Mehrmals sind sie die Gutleutstraße entlang marschiert von Werk zu Werk, um ihre Kollegen und Kolleginnen dort zum Mitstreiken aufzurufen. Häufig lasen sie, wie die Zeitungen versuchten, ihre Sache zu kriminalisieren und waren froh, solche Zeitungen von ihren konkreten Erfahrungen her beurteilen zu können. Es war ihre Sache, ihre Auseinandersetzung mit Arbeitgebern, mit Streikbrechern, mit der Produktionsöffentlichkeit und letztlich mit der Gewerkschaft. Im Verlauf des Streiks nahmen mehr und mehr Degussa-Arbeiter an der Gewerkschaftsberatung zur Tarifrunde teil. Sie waren von der Ortsleitung dazu ermuntert worden, und hatten schon das Gefühl, beteiligt zu sein. Nach einer Demonstration zum Gewerkschaftshaus berieten sie erneut über den weiteren Verlauf des Streiks. Es war eine aufregende Diskussion, und auch die anwesenden Gewerkschaftsvertreter griffen ein. Ob der Streik weitergeführt werden sollte oder nicht, stand nicht zur Debatte. Die Leute dort fühlten sich wohl und waren entschlossen, weiter zu machen. Die Versammlung hatte gegen 16 Uhr angefangen und dauerte etwa zweieinhalb Stunden, die meisten kamen dann rechtzeitig zu Hause an um die Heute-Sendung um 19 Uhr sehen zu können. Vor ihren Fernsehern, in der Isolation ihres Familienzusammenhangs wurde ihnen mitgeteilt, daß die Industrie-Gewerkschaft Chemie am Nachmittag zu einem Übereinkommen mit den Arbeitgebern der chemischen Industrie gekommen war. Der Streik der Chemiearbeiter und -arbeiterinnen war damit beendet.

Was ist aus diesen kämpferischen Arbeitern geworden?

Die Funktion der Gewerkschaften haben sie durchschaut, und gerade deshalb haben sie ein gebrochenes Verhältnis zu den Kolleg-inn-en, die das nicht haben, oder die sich opportunistisch verhalten. Sie sind isoliert. Was haben sie denn für Alternativen? Sie können sich entweder aus der Gewerkschaftsarbeit zurückziehen, d.h. die Selbstverachtung nicht weiter mitmachen, weil: sie werden sich selbst verachten, wenn sie jedesmal, wenn es klingelt, die Brocken fallenlassen und aufstehen -- oder sie können sich irgend einer linken Organisation oder Betriebsgruppe anschließen. Dieser Schritt bliebe nicht ohne Folgen für ihren Lebenszusammenhang. Meistens haben sie eine Familie, und vor die existentielle Alternative gestellt, Politik in traditionellem Sinne von Familienleben zu trennen oder den Ausbruch aus dem Familienleben zu riskieren, entscheiden sie sich meistens für den Rückzug. In der aktiven Gewerkschaftsarbeit ist kein Platz mehr für sie. In der Regel blockiert die Gewerkschaft durch ihre Organisationsstruktur jede Phantasie und jedes Bedürfnis, das auf Selbstvertretung ihrer Interessen zielt. Wenn du das nicht akzeptierst, dann bist du meistens zum Einzelgängertum verurteilt. Der Arbeiter, der durch seine kämpferische Einstellung seine Subjektivität bewahrt hat, wird erdrückt von einer massiven Gewalt, die von zwei Seiten auf ihn zukommt -- der Gewalt der Gewerkschaft und der Gewalt der Arbeit. Die Gewerkschaft sorgt dafür, daß kämpferische und entschlossene Leute zum Status des kleinen Mannes mit kritischem Bewußtsein degradiert werden. Ihre Hauptfunktion als Garantie für die Kaufkraft-Gleichung kann weiterhin mit einem Minimum an kritischen Einwänden wahrgenommen werden.

Meistens akzeptiert der kleine Mann den von seinen Organisationen gesetzten Rahmen, in dem seine Ansprüche sich bewegen dürfen. Diesen Rahmen kann er unter Umständen ausdehnen (z.B. durch Lohnkampf), aber nicht bestimmen. Was politisch und ökonomisch als machbar gilt, d.h. als vernünftig, bestimmt den Rahmen. Hier wird festgelegt, was er zu denken hat, wie er seine Bedürfnisse zu formulieren hat. Schließlich werden diese 'Bedürfnisse' als 'seine' an ihn verkauft. Er kauft die Waren ab und betrachtet sie als 'seine', insofern er sie in greifbare Gegenstände umsetzen kann, die sein Leben ausschmücken - trotzdem ahnt er: seine Bedürfnisse gehören den anderen. Die Attribute des Lebensstandards wirken wie eine Gewalt der Anpassung über seinen Lebenszusammenhang. „Wahrnehmbare Zeit wird durch die Laufzeit der Raten ersetzt" (K.-H. Bender). Der kleine Mann ist sein eigener Gefangener.

4. Autonomie

Ich meine, Autonomie setzt eine intakte Subjektivität voraus. Autonome Handlung beweist die Fähigkeit, das eigene Leben als Priorität zu setzen, ein Bewußtsein sich anzueignen, das die Artikulierung und Durchsetzung von Bedürfnissen, die quer zum Verwertungsinteresse liegen, möglich macht. Um das eigene Leben als Priorität zu setzen, muß man das Leben als eigenes betrachten können. Gerade das, meine ich, kann der deutsche Arbeiter nur schwer. Das, was wir z.B. an der autoriduzione-Bewegung in Italien bewundern, verlangt einen hohen Grad an individueller Autonomie, d.h. die Fähigkeit, sich positiv zu einer Bewegung zu verhalten und gleichzeitig Entscheidungen, wie die Miete oder Straßenbahn nicht zu zahlen, als subjektive Schritte zu verstehen. Das subjektive Moment der Autonomie in solchen Kämpfen ist der Prozeß, durch den jeder für sich den Alltag in der Praxis des Kampfs aneignet. Die Massenmobilisierung von unten in solchen Kämpfen ist nur so zu verstehen - ich entscheide für mich, mit der Bewegung.

Für den Alltag heißt autonome Handlung eine inhaltliche Veränderung der sozialen Beziehungen. Formelle Beziehungen zu Nachbarn, Kolleg-inn-en verlieren ihren formellen Charakter und fangen an, eine emotionale Basis zu gewinnen. Die Aneignung von Kampfhandlung als subjektiver Akt ist gleichzeitig die Bedingung dafür, daß der Kampf weiterhin von unten geführt wird. Die subjektive Qualität von autonomer Handlung im alltäglichen Lebenszusammenhang ist bisher kaum untersucht worden.

5. Der deutsche Arbeiter und Pflicht und Funktion

Die Mehrzahl der deutschen Arbeiter definiert sich durch ihre Funktion. Das bedeutet, daß sie sich orientieren und sich einschätzen nach der gegebenen Wertskala der gesellschaftlichen Hierarchie. Die gesellschaftlich definierte Funktion produziert nicht nur ihre entsprechenden Charaktermasken, sondern die spezifisch deutsche Form von Pflichtbewußtsein. Das Leben wird durch die gegebene Funktion -- als Objektivität -- beherrscht. Die Einhaltung von entsprechenden Pflichten bestimmt den Grad der Anpassung an die gesellschaftlichen Gegebenheiten -- der Aufgabe der Subjektivität. Funktion und Verhalten werden auf schreckliche Weise nahezu identisch.

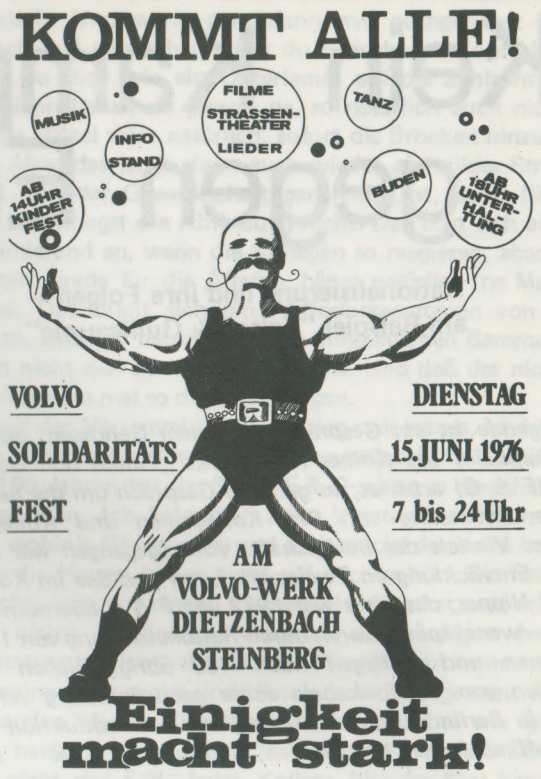
Neulich bin ich mit dem Zug nach England gefahren. Dadurch habe ich die Gelegenheit gehabt, das Verhalten von deutschen und englischen Bahnbeamten miteinander zu vergleichen. Als ich das Schiff verlassen wollte, kam ein englischer Bahnangestellter die Treppe hoch, und sah eine Ausländerin mit einem kleinen Kind und viel Gepäck. Der Mann nahm das Kind sofort auf seinen Arm und fing an,

mit ihm zu spielen. Die Frau wollte seine Hilfeleistung nicht annehmen, aber der Mann nahm das Kind mit runter auf den Quai. So eine liebevolle, spontane Geste eines Mannes in Uniform hab ich in Deutschland nicht erlebt. Später, als ich im Zug nach London saß, kam der Schaffner vorbei. Er fing an, mit jedem zu plaudern über seine Schwester in Amerika, über seine Schwiegermutter. Dann ging er weiter. Ein paar Minuten später steckte er seinen Kopf im Kasperle-Stil durch die Schiebetür und fing an, Witze zu erzählen -- nur so. Zuerst waren die Passagiere bis auf die wenigen Engländer im Abteil völlig verdutzt -- nach einiger Zeit fingen auch sie an zu lachen. Ein Bahnbeamter, ein Schaffner, hat dazu Witze erzählt und rumgealbert. Dieser Schaffner ist nicht der Gefangene seiner Funktion gewesen. Seine Uniform, seine Funktion hat nicht seine Subjektivität Seine Uniform, seine Funktion hat nicht seine Subjektivität aufgefressen. Er ist in der Lage gewesen, menschliche Beziehungen herzustellen *trotz* seiner Funktion, bewußt hat er die Spaltung von Funktion und Subjektivität herbeigeführt und zur Schau gestellt. Seine Funktion hat er ins Abseits gestellt. Gerade dieses Verhalten und das entsprechende Bewußtsein finde ich in Deutschland nicht.

6. Der Spontaneismus

Der Spontaneismus ist die revolutionäre Politik der Subjekte. Für uns Spontaneisten, Subjektivisten, ist Deutschland mit seiner deutschen Arbeiterklasse eine Wüste. (Die BRD ist das einzige Land, in dem volle Lohnfortzahlung existiert und die Leute trotzdem arbeiten gehen.) Der Kontakt mit den Arbeitern, der Alltag in der Fabrik sollte uns aus unserem Ghetto führen, doch wir wurden von der Illusion der Arbeiterbewegung gefangengenommen. Wir tragen die neue Welt in unseren Herzen, die deutsche Arbeiterbewegung aber nicht. Entweder haben wir uns an die deutsche Arbeiterbewegung anzupassen -- die neue Welt für die alte einzutauschen -- oder wir kehren uns von der deutschen Arbeiterbewegung ab. Der Auszug aus den Betrieben in den letzten Jahren (in Frankfurt waren Anfang 1975 mindestens 50-60 Genoss-inn-en in den Fabriken, jetzt -- 1976 -- sind es vielleicht 10) zeigt, wie die Entscheidung ausgefallen ist. The comrades have voted with their feet.

Die deutsche Arbeiterbewegung hat sich nicht geändert, sondern wir. Die Furcht vor dieser niederschlagenden Realität hat die Diskussion über Betriebsarbeit immer sehr gehemmt. Aus dieser Furcht ergab sich das kuriose Axiom: cogito ergo praxis. Eine Praxis muß möglich sein, weil wir das wollen, weil wir das brauchen -- eine voluntaristische Illusion, die eine sinnvolle Diskussuon über den gegensätzlichen Inhalt unserer Politik und der der deutschen Arbeiterbewegung unmöglich machte. Die grundsätzliche Frage, ob die Verwirklichung unserer Politik in deutschen Betrieben möglich ist, haben wir nicht gestellt, was zu einem kurzgeschlossenen Pragmatismus führte. Kollektiv haben wir das bisher nicht verarbeitet, obwohl es unsere Politik in den siebziger Jahren bestimmt hat.
Die Ausländer der '73er Streiks waren unsere Hoffnung, uns von den deutschen Arbeitern befreien zu können. Die Ausländer als politisches Subjekt zu begreifen, war gleichzeitig der reelle Ausdruck der notwendigen Flucht vor den Deutschen. Bei den Ausländern haben wir die vermißte, ersehnte Subjektivität wiedergefunden. Es war mehr die Flucht und weniger die Auseinandersetzung mit der deutschen Arbeiterbewegung, die unsere Einschätzung der ausländischen Arbeiter-innen bestimmte. Jeder von uns hat auf die große Explosion gewartet; bis auf ein kurzes Aufflackern bei T & N 1974 ist mir im Frankfurter Raum nichts bekannt. Den entscheidenden strukturellen Unterschied zwischen einer internen Immigration wie in Italien, Spanien, Großbritannien (als Empire verstanden) und einer externen Immigration wie in der BRD haben wir in unserer Praxis meistens ausgeklammert. Die Kontinuität, auf die wir gehofft haben nach '73, gründete auf einem Kontinuitätsverständnis, das von der Struktur der Arbeit in den Fabriken geschaffen worden war. Um den Alltag im Betrieb auszuhalten, mußten wir an diese Kontinuität nach '73 glauben. Unsere unbeständigen Betriebsgruppen waren der Versuch, diese Kontinuität entsprechend unseren Vorstellungen von außen herzustellen. Die deutschen Fabriken sind eine Art Fegefeuer -- wenn du es da aushalten kannst, kannst du es überall aushalten.



Es ist uns tatsächlich in keinem Fall gelungen, eine Kontinuität als Gruppe herzustellen. Feste, dauerhafte Beziehungen zu Kolleg-inn-en sind meistens auch nicht hergestellt worden. Die Widersprüchlichkeit unserer damaligen Politik blieb meistens verdrängt,und heute gibt sich kaum jemand die Mühe, sie aufzuarbeiten. Durch Aussagen wie "Was waren wir damals für Idioten, so was gemacht zu haben", wird unsere Geschichte banalisiert. Die Weigerung, uns mit unserer eigenen Geschichte auseinanderzusetzen, macht die sogenannte Politik in erster Person lächerlich. Diese Geschichtslosigkeit bedeutet nichts anderes als die freiwillige Aufgabe eines wesentlichen Bestandteils unserer eigenen Subjektivität. Verdrängen und Vergessen -- Leitmotiv unserer Politik -- läßt kaum eine Möglichkeit übrig, unsere jetzige Entwicklung einzuschätzen.

Die Fabrik ist wieder tabuiert worden -- aus der heiligen Kuh ist eine stinkende Mähre geworden. Worte wie Intervention werden nicht mehr öffentlich ausgesprochen. Dabei vergißt man, was diese Interventionen uns an Öffentlichkeit gebracht haben. Eine Öffentlichkeit, die in kaum einer unserer Aktivitäten noch vorhanden ist. Positive wie negative Momente werden gleichermaßen verdrängt. Die Veteranen bringen ihre damaligen Erfahrungen am Biertisch als Anekdoten ein -- das ist unser Ersatz für Geschichte.

Langsam muß aber jedem klar werden: kollektive Amnesie bedeutet kollektive Depolitisierung.

Brian Michaels
Mai 1976

Kein Kampf gegen Entlassungen

Rationalisierung und ihre Folgen — am Beispiel "Felten & Guilleaume"

Das Folgende ist ein Gespräch mit einem Genossen, der im Werk Mühlheim des Kölner Kabelwerks „Felten und Guilleaume" (F & G) arbeitet; es geht im Gespräch um die bevorstehende Entlassung von 976 Kolleginnen und Kollegen, d.h. eines Viertels der Belegschaft. Vorausgegangen war eine ähnliche Entwicklung im Zweigwerk Land und See im Kölner Stadtteil Nippes; das Werk war 1972 von F & G übernommen worden — wenig später waren durch Rationalisierung von 1200 Kolleginnen und Kollegen noch 400 übriggeblieben (die Produktion von Telefonkabeln sollte nach Nürnberg verlegt werden, in Berlin wurde ein neues Werk zur Produktion von Kunststoffkabeln errichtet werden, die Herstellung der

Gummikabel sollte ins F & G —Werk Mühlheim verlegt werden). In Nippes gelang es, mit Arbeitsniederlegungen, einem Protestmarsch und einer Unterschriftensammlung die Verschiebung der Stillegungspläne durchzusetzen. Nicht lange aber: die Umstrukturierung wurde schließlich durchgezogen, heute arbeiten noch 200 Kolleginnen und Kollegen in Land und See,Nippes. — Das Gespräch ist etwa ein Jahr alt. Benno Feckler, der im Text auftaucht, ist der Betriebsratsvorsitzende von F & G.

Wie lief das mit den Entlassungen im Mühlheimer Werk?

Sollte man am besten mit der Betriebsversammlung anfangen. Und zwar hat es vor dem ersten März eine Vertrauensleutevollversammlung gegeben. Darin haben die Vertrauensleute beschlossen, den Vorstand dazu zu zwingen, vor dem eigentlichen Termin am 29. März (denn das Ding stand schon in der Zeitung) Farbe zu bekennen und auf einer Betriebsversammlung das neue Konzept auf den Tisch zu legen. Die ganzen Rationalisierungsmaßnahmen haben ja schon vor 3, 4 Jahren angefangen mit der Schließung der Kabelfabrik 3 und seitdem ist eigentlich die Unruhe im Betrieb, ja, doch, spürbar Unruhe, nie ganz weg gewesen und die Gerüchteküche ist nie still gewesen. Wie bei der Stillegung des Kupferwalzwerks: dauernde Umstrukturierungen, kleckerweise Entllassungen usw. Bei Kabel 2 liefen zum Beispiel 1973 noch eine Menge sogenannter Arbeitsjungen, Kehrjungen, Türken und Deutsche waren das, rum. Und eines Tages waren die nicht mehr da. Alles auf die stille Tour. So 1972, Anfang 73 ist Kabel 3 geschlossen worden.

Jedenfalls vor dieser Versammlung am 1. März liefen die Gerüchte herum, im Laufe dieses Jahres sollten so um die 300 fliegen. Und dann hat es auf der Vertrauenleutevollversammlung wieder Zänkereien gegeben zwischen den verschiedenen Fraktionen, anti-und pro-Feckler-Fraktion. Machen wir jetzt eine BV oder machen wir keine. Die pro-Feckler-Fraktion hat gesagt, der Vorstand habe sich noch nicht bereit erklärt dazu, weil das Konzept noch nicht fertig ist und man müßte eben warten auf den 29. März. Die anti-Feckler-Fraktion hat dann unter glorreichen Gefechten durchgesetzt, daß es doch zu der Versammlung am 1. März gekommen ist. Was die DKP als großen Sieg gefeiert hat.

Dabei ist das wohl selbstverständlich. Was hat der Betriebsrat denn gemacht, in diesen ganzen Jahren der Teilstillegungen, der Kündigungen, der Kleckertaktik?

Da hat sich von Betriebsratsseite nie energischer Widerstand bemerkbar gemacht. Bei einem Kollegen von mir ist das so gelaufen: der hat angefangen im Transport. Und da hieß es, die Bereichsleitung will drei Mann raus haben aus dem Transport. Und der zuständige Betriebsrat kommt zu dem und sagt, er soll da auch raus. Und er hätte sich rumgehört, in Kabel 4, die brauchen Leute und so, er soll sich mal die Maschinen angucken. Und der Kollege hat gesagt, jetzt hör aber auf. Der hat angefangen bei Kabel 1, da ist er mehr oder weniger über die Klinge gesprungen, der hat Krach gekriegt, weil es immer hieß, er hetzt die Leute auf und all so'n Scheiß. Dem wollten sie sogar mal Arbeitsverweigerung anhängen. Dann haben sie ihn abgeschoben auf Kabel 2. Und jetzt soll er auf Kabel 4. Und Kabel 4 ist sowieso am toten Ende, das ist 'ne Abschußrampe, wenn der da anfängt, im nächsten halben oder dreiviertel Jahr ist der sowieso raus. Und dann. Die Aufgabe eines Betriebsrats sollte doch sein, darauf zu achten, daß die Bereiche nicht abgebaut werden, also in dem Fall der Transport, und der Betriebsrat steht dann strahlend da und sagt, ich hab den Jungs andere Arbeitsplätze organisiert. Denn schließlich müssen die übriggebliebenen Kollegen die Arbeit der fehlenden mitübernehmen.

Warum macht der Betriebsrat diese Verschiebetaktik? Meint er, dadurch Arbeitsplätze retten zu können?

Denen ist die Vernichtung von Arbeitsplätzen wirklich so scheißegal. Die versetzen die Leute für 'ne Übergangszeit noch in absterbende Betriebsteile, um dann in der Halle vor der Belegschaft als die Macker auftauchen zu können, hier habe ich es geschafft, der muß nicht raus, ich habe ihn unterbringen können. Unter Einsatz meines Lebens.

Egal wer, der Betriebsrat ist immer seinen Interessen nachgegangen, er hat, wenn er die Leute auf die Straße schicken wollte. . . — z.B. als die Schautagung der Unternehmer in der Messehalle lief, ist von den Experten vom DGB in Düsseldorf einer angereist gekommen und hat auf einer Versammlung versucht, uns heiß zu machen für die Mitbestimmungsfrage und uns auf die Straße zu schicken. Wir sollten uns vor der Freitreppe am Kasino versammeln und dann zur Messehalle marschieren. Das hat erstmal nicht so recht geklappt, weil die Vertrauensleute und Betriebsräte vom Feckler-Flügel Angst hatten um ihre Pöstchen, die haben nichts vorbereitet und sich rausgehalten. Sie haben aus Angst vor den Konsequenzen, vor dem Vorwurf der Störung des Betriebsfriedens, alles den

Kollegen selbst überlassen. Die haben sich zwar auf der Freitreppe versammelt, so zehn Minuten, und haben diskutiert und sind dann wieder an die Maschinen zurück. So 20, 25 blieben übrig, aber man hatte in der Nase, da tut sich noch was und die sind dann tatsächlich losgezogen, zack. Bei Kabel 1 in die Halle rein und da gingen die ersten mit. Dann rüber zum Kupferwerk und Kabel 2. Und 15 – 20 Minuten später stand dann ein Zug auf der Straße, so 500 – 600 haben sich doch vor Tor 2 versammelt. Dann ist noch gewartet worden, weil es hieß, daß Benno Feckler doch kommen sollte. Alle glaubten, er würde sich an die Spitze stellen. Dann kam er auch in seinem Opel Ascona angerrauscht und fuhr, ohne links und rechts zu gucken, in Richtung Messehallten. Und dann ist in Richtung Messehallen marschiert worden. Dort angekommen sagte Benno dann, dies war eine machtvolle Demonstration, und daß die Kollegen voll hinter den Mitbestimmungsforderungen der Gewerkschaft stehen und den Unternehmern paroli bieten. Dann gabs ein Knacken in der Leitung und eine Stimme sagte, hier spricht die Polizei. Wenn die Kollegen von F & G jetzt zurückgehen, werden wir ihnen folgende Straßen freihalten. Und Benno sagte dann noch, wir gehen jetzt zurück und er stellte sich an die Spitze des Zuges, beim Rückzug, wahrscheinlich, um Ausschreitungen zu bremsen.

Das war bei der Mitbestimmung. Und was war jetzt, bei den Entlassungen?

Laß mal. Erst die Versammlung am 1. März. Als da die Zahl fiel, 976, da ist gebuht worden. Und dann hatten sich natürlich die Vertrauensleute, die sowieso immer auf Betriebsversammlungen reden, die erfahrenen Büttenredner, die hatten sich entsprechend darauf vorbereitet und die hatten auch vorher schon gehört von der Zahl, haben also ihre üblichen Beiträge gebracht, so mit unser Vorstand liegt im Mittelmeer an der Sonne und wir schuften hier und so. Was ja alles richtig ist. Auf so 'ner Versammlung kotzt du dich aus, alles klatscht rauschenden Beifall und die Sache ist gestorben. Dann gehst du wieder schön an die Maschine zurück, ne.

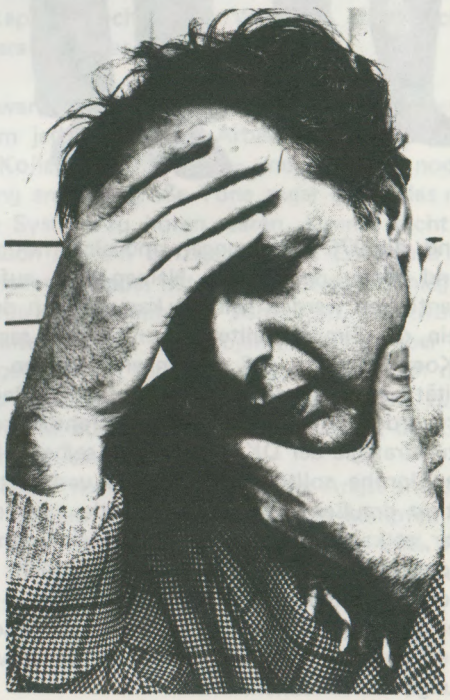
Wie habt ihr das denn mit den Kollegen besprochen? Ist in der Abteilung diskutiert worden?

Der Tenor bei uns in der Abteilung war: da kann man überhaupt nichts machen. Wenn die sich das vorgenommen haben, dann ziehen die das auch durch. Der Betriebsrat hilft mir sowieso nicht dabei, die Entlassungen zu verhindern. Die Gewerkschaft auch, bzw. das ist sowieso für die meisten Kollegen identisch. Und wenn man dann mal nachgebohrt hat und einfach mal gesagt hat, willst du einfach den Kopf hinhalten, willst du dich wie ein Opferlamm auf die Schlachtbank legen, dann haben sie gesagt, ne, so natürlich auch nicht. Das einzige Mittel wäre natürlich, sofort die Brocken hinzuschmeißen. Aber das ist ja dann auch wieder ein wilder Streik, der nicht von der Gewerkschaft genehmigt ist, dann fliegst du raus und kriegst die Abfindung nicht. Das hört sich alles sehr deprimierend an, wenn die Kollegen so reagieren, aber für die meisten, grade für die Älteren, hängt natürlich 'ne Menge dahinter. Das dreht sich um Abfindungssummen von 18.000 und so. Und die haben natürlich unheimlichen Bammel, wenn ihnen nicht mal der Betriebsrat hilft. Und daß der nicht hilft, das sind eben mal so die Erfahrungen.

Als auf der Versammlung die Zahlen raus waren, ist der Benno dann auch in die Bütt und fing 'ne weinerliche Klagerede an: seit 100 Jahren hat das Schiff F & G schon so manchen Sturm überstanden. Ich habe dem alten Vorstand schon immer gesagt, wohin's führen wird und jetzt steckt der Kahn im Dreck. Aber die Herren haben nicht auf mich gehört. Sie haben sich gedacht, von so einem kleinen Handwerker wie mir kann man nichts vernünftiges erwarten. Dieser Mann hat keine Phantasie usw. Ich habe das alte Management immer ein Mißmanagement genannt und dieses neue Management habe ich verstanden als ein Chancenmanagement. Aber wie ich heute sehe, nach diesem Keulenschlag, der gelandet worden ist, ist dies nicht der Fall. Jeder Kollege hier im Saal kennt mich und ich will nicht Benno Feckler heißen, wenn ich nicht um jeden Arbeitsplatz bis zum letzten kämpfen werde. Und wir werden einen guten Sozialplan aushandeln für die Härtefälle und so weiter und so fort.

Diese Rede lief unmittelbar nach einer Abstimmung im Saal: die Vertrauensleute haben eine Resolution eingebracht, die war eindeutig: keine Anrechnung der übertariflichen Zulagen auf die Lohnerhöhung und keine einzige Kündigung. Die ist praktisch einstimmig angenommen worden.

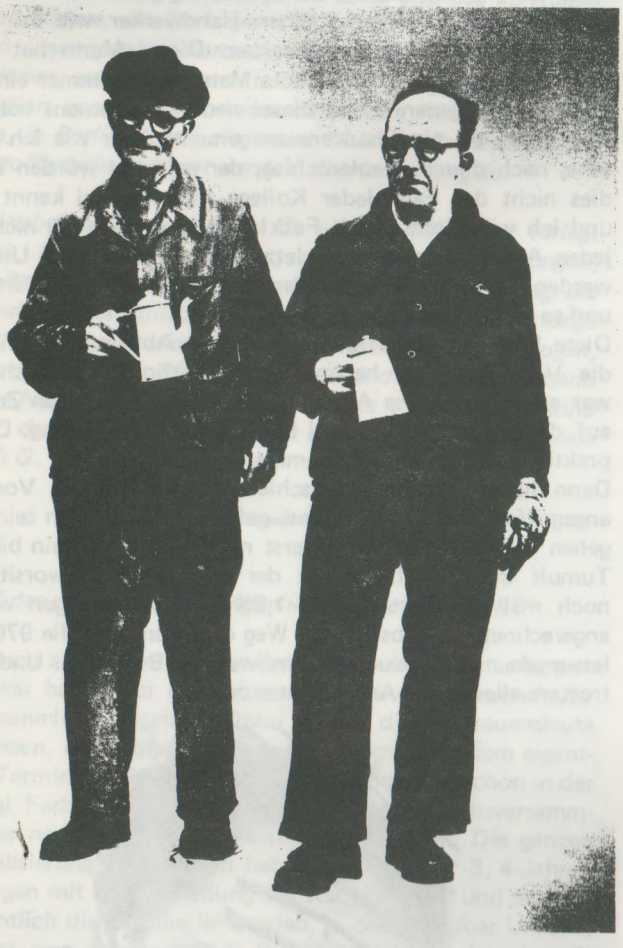
Dann haben noch die verschiedenen Redner den Vorstand angegriffen und auch konkret gefragt, wie der sich sein Vorgehen vorstellt. Der wollte erst nicht und es gab ein bißchen Tumult im Saal. Dann hat der neue Vorstandsvorsitzende noch mal knallhart gesagt, 1,2% von den Zulagen würden angerechnet, da gäbs keinen Weg drumrum und die 976 Entlassungen müßten durchgeführt werden. Bums aus. Und dann trottete alles an die Arbeitsplätze zurück.



Am Mittwoch drauf war um 11 Uhr eine Betriebsrats-Sitzung, da hat die DKP in einem Flugblatt die Kollegen aufgefordert, da hin zu kommen, das ist ihr gutes Recht und so. Das war der letzte Mobilisierungsversuch, 5 nach 12...

Und außer der BV wohl auch der erste.

Viele Kollegen haben natürlich einen Scheißdreck getan. Die meisten Vertrauensleute haben sich an die Stirn gefaßt und haben gesagt, was soll das hier, wir wissen von nichts, der Betriebsrat informiert uns nicht, auf was für ein Spiel sollen wir uns da jetzt einlassen? Die Schlossen vom Kupferwerk, die ziemlich stark betroffen sind, sind dann doch hingegangen und ein paar Kollegen vom Kabel 1 – in anderen Abteilungen sind die Werksleiter gekommen und haben getobt: wer da hingeht, kann gleich ins Personalbüro durchgehen.
Im Betriebsratsbüro saßen die 27 Betriebsräte aufgereiht wie Hühner auf der Stange, Benno hemdsärmelig vorn, einer von der Ortsverwaltung war auch da, ein flammender Volksredner. Dann haben sie beschlossen, daß sie ein Informationsblatt, Auflage 2000, in den Betrieb reinschmeißen, daß sie der



Meinung sind, die 976 Entlassungen sind nicht nötig und daß der Vorstand genau nach Alter, Namen usw. aufschlüsseln solle, wer entlassen werden soll. Es kamen dann doch mehr Kollegen rein, das Zimmer füllte sich und Benno sagte: Kollegen, euer Kommen zeigt, daß der unverbrüchliche Felsblock der Solidarität hinter unserem Rücken steht usw. Peinlich war das. Dann wurde weiterberaten, über Öffentlichkeitsarbeit, die Fackelzugstrategie der DKP. Im Betrieb selber sollte nichts laufen. Die Unruhe sollte nach draußen verlagert werden, Demonstration draußen, Informationsstände draußen. Es ist unvorstellbar, es kamen Forderungen, so, wir müssen die Mandatsträger des öffentlichen Lebens in die Pflicht nehmen, all diese Sachen, wir müssen die Initiative starten in Richtung Düsseldorfer Landtag. Damit die Parteien per Gesetzeskraft den Vorstand dazu zwingen, auf Grund der Landesverfassung die Kündigungen zurückzunehmen.

Dann ging die Tür auf und ein Macker im Wildledermantel und graumeliertem Haar kommt reinstolziert, so 'ne richtige Bossfigur und hinter ihm ein jüngerer Fiffi. Beifall, Trommeln auf dem Tisch. Ich dachte, den kennste doch. War das Nessi, der Oberbürgermeister Nes Van Ziegler. Benno begrüßte ihn, der uns in schwerer Stunde an der Seite steht und dann wurde er noch peinlicher, als er noch mal vom unverrückbaren Block der Solidarität sprach.
Dann redete der OB. Liebe Kolleginnen und Kollegen, ich bin fast vom Stuhl gefallen. Bin ich dem sein Kollege? Wenn ich den auf der Straße seh, hau ich ihm auf die Schulter, wie isses, Kollege. Er redete dann von schwerer Stunde und der Überwindung von Engpässen und bisher hätten durch die Zusammenarbeit mit dem Betriebsrat Aufträge der Stadt geholfen. Dabei waren die mehr als lächerlich. Und dann redete er noch von seinen guten Beziehungen zur Kölner Industrie, die sich bereit erklärt hätte, Stellen anzubieten. Die Schlagzeile im „Expreß" hieß dann auch „Kölner Industrie reißt sich um F & G –Mitarbeiter" (aber nur welche unter 45, Junge und Gesunde). Das hat dann Lachstürme in den Hallen gegeben. Keiner hats geglaubt.
Und dann hat er noch gesagt, er würde sich mit uns in ein Boot setzen und hat noch Beifall für den Schmus gekriegt.
Am nächsten Tag kam dann das Flugblatt – wir haben den Betrieb aus Schutt und Asche aufgebaut und so. Und ein Aufruf zu einer Demonstration am Dienstag, in der Schanzenstrasse, Tor 2. Das war kein besonders günstiger Termin, es waren nur so 1200 da: die Frühschicht hatte um 14 Uhr Schichtende, die Spätschicht arbeitete. Nur die Schlosser hatten um viertel vor vier (das war als Zeit angegeben) Schluß. Ein paar aus der Spätschicht haben sich beim Meister einen Ausgangsschein geholt, um zu demonstrieren. Die Angestellten sind natürlich nach Hause gegangen, obwohl die diesmal auch dran sind. Angeblich wegen der roten Fahnen. Das waren IGM-Fahnen. Warum die eigentlich rot sind, weiß ich auch nicht.

Und die Spätschicht ist nicht rausgegangen. Warum nicht?

Die Angst ist doch zu groß gewesen. Und keiner hat sich drum gekümmert. Bei der Aktion um die Mitbestimmung war noch ein Flugblatt gewesen, das der Vorstand in Frankfurt abgesegnet hat. Und dann war bei uns das immer so gelaufen. Wenn was war, ist das immer vom Betriebsrat ausgehend über den Vertrauensleutekörper gelaufen, der den Kollegen gesteckt hat, heute läuft was. Alles war abgesegnet, also ging man raus. Das ist nicht passiert. Benno hat immer, wenn was laufen sollte, seine Hausmacht geschickt,die er damals noch hatte, das Kupferwerk. Die gingen dann zu Kabel 2 und alle wußten, es ist alles geritzt und jeder brauchte sich nur noch einzureihen. Und drittens soll diesmal im Kupferwerk ein Betriebsrat durch die Halle gelaufen sein, mit der Aufforderung, keine spontane Arbeitniederlegung zu machen, ohne Ausgangsschein, sonst könnten die Kollegen gleich zur Personalabteilung durchgehen: wir können euch dann nicht helfen, vom Betriebsrat aus. Damit war die Luft raus. Das Kupferwerk war stinksauer, die wollten nämlich. Kabel 2 hat aufs Kupferwerk gewartet und da lief nichts. Sie wollten zwar alle, aber die Angst war zu groß. Wenn der Betriebsrat nur ein Sterbenswörtchen gesagt hätte, wäre alles anders gelaufen. Die Kollegen hielten die Demonstration auf der Straße für Humbug und meinten, die von draußen, aus dem Stadtteil, müßten in den Betrieb rein und den Marsch durch die Hallen und Diskussion. Draußen waren die SPD-Obermacker, auch der OB, der hat sich bereits nach 200 m in die Büsche geschlagen, als die Presse ihre Fotos in der Kiste hatte.

Und danach?

Die Luft war raus. Die Kollegen haben sich aufgeregt über die Angestellten, die wieder mal nicht mitgezogen sind, man hat

versucht, sie mit in den Zug reinzuholen, aber die sind abgehauen. Am Freitag kamen dann die Listen raus. Und damit war die Luft ganz raus. Die, die nicht drauf waren, waren erleichtert.

Und wer war drauf?

Produktionsarbeiter so gut wie keine mehr, da ist schon so rumrationalisiert worden, da ist überhaupt keine Pufferzone mehr. Die Hauptbetroffenen sind die Gemeinkostenlöhner, die um die Produktion rumtanzen: Transport, Handwerker, Magaziner und ein Riesenschwung Angestellte. Und, soweit ich weiß, 60 Versehrte.

Wie sind die ausgewählt worden?

Die Meister sind ja wohl indirekt immer an der Auswahl beteiligt, weil die ja auch so ihre Beurteilung der Leute abgeben, die in irgendwelchen Personalakten dann vermerkt sind. Aber diesmal, wo vom Vorstand den Bereichsleitern Zahlen genannt worden sind, so und so viele müssen raus, da sind die Meister wohl nicht gefragt worden. Vor allem hat es dann die getroffen, die auf der Betriebsversammlung geredet haben — von 16 standen 13 auf der Liste, von den anderen Dreien ist einer runtergestuft worden. Überhaupt werden jede Menge Runterstufungen vorgenommen.

Was stimmt an dem Gerücht mit den Listen gegen die Ausländer?

Ich hab auch davon gehört. Es soll in einem Werksteil zu Auseinandersetzungen gekommen sein, weil die deutschen Kollegen Listen aufgestellt haben sollen gegen Ausländer, die sie raus haben wollen. Aber die Kollegen, mit denen ich geredet habe, waren alle dagegen, daß solche Listen rumgelaufen sind.

Und sonst ist nichts passiert, am Freitag?

Die Hallenwände sind mit Sprüchen verziert worden: „Deine Direktoren, die sollst du ehren, wenn sie dich feuern, sollst du dich wehren, wenn sie in die Halle glotzen, sollst sie in die Fresse rotzen."
Oder: „Benno und der Vorstand saßen auf der Sofakant, Vorstand läßt einfliegen, Benno muß ihn kriegen."
Oder: „Banane, Zitrone, auf der Versammlung sprach ein Mann, Banane, Zitrone, hört sich wie der Feckler an, Banane, Zitrone, er sagt, die Not ist groß, Banane, Zitrone, wir machen uns in die Hos, Banane, Zitrone, er quatscht uns dumm und doof, Banane, Zitrone, doch wir gehn auf den Hof, Banane, Zitrone, es kommt die Polizei, Banane, Zitrone, das ist uns einerlei, Banane, Zitrone, die Brocken fliegen hin, Banane, Zitrone, im Karlswerk bleiben wird drin."
Oder: „Westphal der Große, macht sich in die Hose, Benno der Kleine, macht sie wieder reine." Westphal ist ein Vorstandssprecher. Der Vorarbeiter ist fast aus der Hose gesprungen, die frisch renovierte Toilette war auch voller Sprüche. Die Kollegen reagierten dann auch zusehends ablehnend — das fällt doch auf die Abteilung zurück. Und dann kamen die Kollegen von der Kehrkolonne mit Ajax 2000.

War die Rationalisierung, der Rausschmiß vorhersehbar?

Ja doch, es gab viele Hinweise. Aussagen des Vorstands auf den Betriebsversammlungen, über die Straffung der Produktionsprogramme, die Verringerung der Kabeltypen; dann der Wechsel von herkömmlicher Armierung auf Kunststoffummantelung. Dann der Bau der neuen Halle. Was bedeutet, daß die Umstellung innerhalb von 2 Jahren kommt und nur noch geringfügig mit Bandeisen armiert werden wird, wie es jetzt hauptsächlich bei Energiekabeln der Fall ist. Und dann die seit 3 — 4 Jahren laufenden Teilstillegungen und Werkstillegungen, was ich schon gesagt habe.
Schwer zu sagen ist, wie das genau verläuft: da kann man nur spekulieren. Wahrscheinlich ist, daß die Nachrichtenkabelproduktion (Fernseh- und Telefonkabel), was die Kabelfabrik 1 angeht, ganz nach Nürnberg verlagert wird. Da sind die Produktionsstätten ziemlich neu und es wird kostengünstiger produziert.
Und die Einschränkung der Kabeltypen wird das Kabelwerk 2 treffen. Das hat schon angefangen: Maschinen sind nach Südamerika verkauft worden und die Belegschaft ist über Auflösungsverträge verkleinert worden.

Wird das mit den Kollegen gezielt von Betriebsrat und Vertrauensleuten diskutiert?

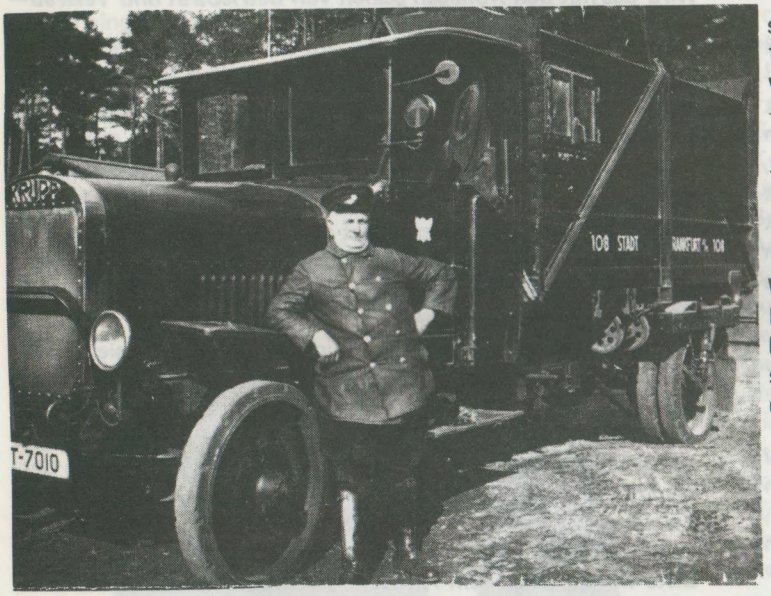
Nur in Privatgesprächen. Die Kollegen wissen genau, wie das läuft, Investitionshilfen der Regierung, Rationalisierung usw. Und daß mit den 976 noch lange nicht Schluß ist. Wie der Betriebsrat sich verhält, stinkt so sehr, daß es auffallen muß. 3300 sind noch da. 976 sollen gehen. Wenn es noch mehr gewesen wäre, hätte der Betriebsrat den Betrieb wohl kaum ruhig halten können. Und wenn es weniger als so viele gewesen wären, hätten auch weniger Angst gehabt und die Kampfbereitschaft wäre weiter gegangen.
Und jetzt wissen die Kollegen auch, was weiter passiert. Der Betriebsrat arbeitet mit dem Vorstand zusammen und verhandelt über einen Interessenausgleich. Die Resolution von der Versammlung ist vergessen. Mittlerweile ist die Sache vor der Schiedsstelle. Es bahnt sich eine ganz üble Muggelei an um bestimmte Arbeitsplätze, wo der Betriebsrat versucht, in den Bereichen, in denen er seine Hausmacht hat, auf Kosten anderer Bereiche weniger Entlassungen rauszuholen. Auf der Liste werden vor allem Aktive bleiben, Kollegen und Gewerkschaftler, die eine oppositionellen Politik gemacht haben. Dann bleiben auf den übrigen 19 Betriebsratssitzen vorwiegend Feckler-Leute und mit denen lassen sich die weiteren Personalmaßnahmen ohne großen Widerstand sozialpartnerschaftlich durchwichsen.
Wenn du die Betriebsräte mal fragst, läuft das nur auf Rausrederei hinaus. Keiner gesteht mal selbstkritisch, daß die die Kampfunfähigkeit der Kollegen selbst mitzuverantworten haben. Und sie wollen sie auch nicht. Auf der letzten Vertrauensleutesitzung hat einer durchblicken lassen, daß er z.B. eine Bürgerinitiative in Mühlheim (der Stadtteil geht langsam kaputt) nicht will. Was von den Technokraten im Betriebsrat dankbar aufgegriffen wurde.

Am 29.3. war die nächste Betriebsversammlung. Der Betriebsrat, der um jeden einzelnen Arbeitsplatz kämpfen wollte — ohne die Kollegen, allerdings — und von dem noch auf der Kundgebung am 8.3. große Töne sogar gegen das marktwirtschaftliche System zu hören waren, konnte nicht durchsetzen, daß auch nur ein Einziger von der Liste gestrichen wurde. Kein dicker Knüppel hat auf den „Keulenschlag" (Feckler auf der Betriebsversammlung vom 1.3.) geantwortet. 14,7 Monatsgehälter für die über 55jähringen mit über 25jähriger Betriebszugehörigkeit, für die Jüngeren, die noch nicht lange im Betrieb sind, gestaffelt immer weniger, bis zum Schluß grade noch DM 500,— übrig bleiben. Das ist der Sozialplan. Ab 8.5. wird entlassen.
Ob die Kollegen nach all dem Driss, der Angst und der Abhängigkeit im Betrieb jetzt im Stadtteil zu kämpfen anfangen? Mühlheim hat 180 000 Einwohner (über 20% Ausländer) und jeder Dritte davon ist Rentner, Sozialhilfeempfänger oder arbeitslos.

★★★

MÜLL-MÄNNER gegen die Dreck-Arbeit:

Erfahrungen von Experten, Kollegen, Genossen



VORBEMERKUNG

Bald drei Jahre, 1972 bis 1975, haben wir - ein Kreis von Genossinnen und Genossen, die studierten oder in Wissenschaftsberufen arbeiteten - uns als gewerkschaftliche "Bildungsarbeiter" (die aber irgendwie mehr im Sinn hatten als das) mit der Müllabfuhr in einer Großstadt beschäftigt. (Die Stadt nennen wir hier Sauerstadt, weil wir Phantasienamen für alle Eigennamen einsetzen, um Schwierigkeiten zu vermeiden.) Jeweils 10 bis 14 Müllarbeiter wurden dafür fünfmal hintereinander jeweils einen Arbeitstag pro Woche zum "Bildungsurlaub" freigestellt. Dieser Arbeitstag wurde bezahlt, und sie saßen also von morgens acht bis mittags halb drei in zwei "Kursen" mit zwei oder drei von uns "Teamern" zusammen.

Manche von uns sind über dieser Arbeit zu einer Art von Experten geworden, die von ihren Freundinnen oder Freunden belächelt werden, weil sie in der Ecke, wo keiner mehr etwas sucht, plötzlich konzentriert werden, die Faust irgendwo ballen oder einfach konstatieren: schon wieder eine Straße auf Zweihundertzwanziger-Plastiktonnen umgestellt. Wir haben auch hin und wieder versucht, über unsere Expertenrolle hinaus die Angebote aufzunehmen, die von den Kollegen kamen: nachmittags im Regina zu sitzen; mit dem Müllauto in der Stadt mitzufahren, wenn der Bus nicht kam; beim Horten was zu kaufen, wo einer seinen Zweitjob hat (makaber genug, als Personaldetektiv!); einen "Betriebsausflug" zu machen; eine Tour im Sauerstädter Industrie-Viertel Gelbhohl mitzufahren, wo es anders sein soll; Kollegen auf Feste ins Haus einzuladen.

Aber wir haben nie unter uns oder mit anderen, die unsere Sache wichtig fanden, systematisch eine politische Diskussion geführt, was wir eigentlich beim Müll wollten - bis unsere Arbeit nach einigen Konflikten teils behindert wurde, teils versandet ist. Der Diskussion, die wir in dieser Abschlußphase geführt haben, diente dieses Papier, aus dem hier drei Abschnitte veröffentlicht werden. Die restlichen Abschnitte heißen:

- Hierarchie und Fraktionierung. Müllabfuhr als quasi-militärische Organisation. Ausländer als Dreck vom Dreck;
- "Man streikt nicht, man läßt streiken" (nämlich die Müllmänner). Lohnkämpfe und Arbeiterbürokratie bei der Müllabfuhr.

Wer sich dafür interessiert, kann das ganze Papier von uns bekommen (3,50 DM Copierkosten und Porto für 32 Seiten). Das Papier ist so konzipiert, daß es genug Informationen mit einstreut, um auch Kolleg-inn-en oder Genoss-inn-en, die sich für unseren Ansatz interessieren, informiert mitreden zu lassen.

1. MÜLLARBEIT: SELBSTORGANISATION ODER MASSENARBEIT? ZWEI WEGE DES KAMPFES GEGEN ARBEIT, DRECKARBEIT, MÜLLARBEIT

Der eigentliche Grund, warum der Personalratsvorsitzende Weitström überhaupt das Angebot einiger Kopfarbeiter-ÖTVler akzeptiert hatte, eine betriebliche "Bildungsarbeit" aufzuziehen, war der sich immer deutlicher abzeichnende Rationalisierungskonflikt zwischen den Müllarbeitern und ihrem Arbeit-"geber", der Stadt.

Die Rationalisierungsstrategie der Stadt versuchte ein gewachsenes Lohnsystem, das zumindest seit Mitte der fünfziger Jahre (seit der Arbeitsmarkt für diese niedrigste und verachtete Arbeit leergefegt war) als Kompromißformel zwischen Amtsleitung und Müllarbeitern existierte, zugleich bis zum Bersten auszunutzen und zu zerstören: das *selbstgebastelte Pensumlohnsystem.* Weil keiner die Dreckarbeit für den miesen Lohn machen wollte, nur noch wer aus dem Knast oder vom Mittelmeer kam, aber auch eine Anzahl "guter, deutscher" Arbeiter gehalten werden sollten (gemeinsames Herrschaftsinteresse von reformistischer Vertretungsbürokratie und reformistischer Stadtbürokratie) hatte es geheißen: *"Wenn ihr fertig seid, könnt ihr nach Hause gehen."* Das läßt man sich als Müllader nicht zweimal sagen.

(Der damals zuständige Manager hat inzwischen im ebenfalls sozialdemokratisch regierten, zugleich von der Krise etwas stärker gebeutelten Bochum die stärkste Rationalisierungstat der BRD-Müllabfuhren geschafft (soweit uns bekannt): zwei (in Sauerstadt noch fünf, geplant vier) Müllader am Wagen, bei weit erhöhtem Pensum durch Einschüttöffnungen für alle drei Behältergrößen.)

Dies also der Kompromiß der Vollbeschäftigungsperiode: ein *fast unbegrenzter "Akkord"anreiz;* die faktische Arbeitszeit betrug meist zwischen etwa vier und sechs Stunden; die einzelnen Kolonnen achteten im eigenen Interesse sehr genau auf die

ökonomischste Verwendung ihrer Arbeitszeit, ließen dabei auch schon mal mehr oder weniger versehentlich eine Straße aus, in der nicht viel anfiel; und innerhalb der Sauerstädter städtischen Arbeiter galten die Müllwerker als eine Gruppe für sich, die schon wieder nach Hause spazierten, wenn die anderen gerade Mittagspause machen, um entweder im eigenen Schrebergarten oder - zumal die Ausländer - beim Zweitjob als Packer bei Massa oder in der Gärtnerei einen zweiten Arbeitstag zu beginnen.

Jedem aufrechten Gewerkschafter war dies ein Greuel oder jedenfalls eine Verunsicherung: hatte man doch den Achtstundentag erkämpft, und nun arbeiteten die Müllmänner sei es reichlich weniger, sei es (mit Zweitjob) reichlich mehr, sicherlich aber keine acht Stunden, und wo blieb da die Einheit. Daß man die kurze faktische Arbeitszeit selbstbewußt verteidigen könnte, als Ausdruck des Kampfs gegen die spezifischen Bedingungen von Dreckarbeit, daran war vom gewerkschaftlichen Standpunkt nicht zu denken.

(Als 1974 die Arbeitszeit im Öffentlichen Dienst von 42 auf 40 Stunden verkürzt wurde, hatte die Belegschaft jedoch immerhin so viel Courage, eine Ausgleichszahlung zu verlangen, weil sich bei der Müllabfuhr nichts veränderte - im Gegenteil, es gab mehr und längere anstatt kürzerer Arbeit, wenn auch faktisch unter 40 Stunden. Die Stadt lehnte ab, und dabei blieb's; über den halbherzigen Antrag hinaus erfolgte nichts. (10.9.1974))

Die Gewerkschafter hatten wohl auch insofern Recht, als die Müllwerker gewerkschaftlich während der Vollbeschäftigungsperiode nicht aktiv waren.

Seit etwa 1973 gibt es eine veränderte Situation. Kennzeichen dieser Periode ist zunächst die verstärkte Finanzkrise der Städte; dann die veränderte Beschäftigungslage: zunächst noch Vollbeschäftigung, dann aber ihr Ende, auf dem Sektor Dreckarbeit etwa ein Jahr später als anderswo (etwa seit Herbst 1975, als es in Sauerstadt schon 18.000 Arbeitslose gibt, melden sich erstmals deutsche Nicht-Knackis für Mülladerstellen, gleich nachdem der Wiederbesetzungsstop von Frühjahr bis Herbst 1975 aufgehoben ist). Vor allem aber Rationalisierungspläne großen Stils bei der Stadt: die Müllmenge wuchs von Jahr zu Jahr stärker an als die Bevölkerung und das Personal der Müllabfuhr — als Büro- und Handelsstadt produziert Sauerstadt immer mehr, wenn auch leichteren Müll. Die Stadt will immer größere Müllgefäße, will die Haushalte umstellen von 110- auf 220-Liter-Tonnen und die Siedlungen oder auch Büros u.ä. auf 1,1 t-Behälter. Das Ganze auf dem Rücken der Müllarbeiter, deren Zahl zunächst konstant gehalten wird und auf die Dauer (durch "Ausnutzung der Fluktuation", also keine direkten Entlassungen) um ein Viertel oder Fünftel verringert werden soll, die zwar als "Einführungsbonus" leichtere Tonnen aus Plastik statt Eisen bekommen, aber weit mehr Müll mit weniger Leuten abtransportieren sollen als bisher.

Als versuchsweise 900 statt 750 Tonnen in einer Schicht abgefahren werden sollen, ist das kaum zu merken: bei der selbstorganisierten Hetze um des frühen Feierabends willen schaffen's die Kollegen beinahe in derselben Zeit wie bisher. (Vgl. über einen ähnlichen Prozeß woanders: Hans-Georg Isenberg, Bericht über eine Untersuchung von Arbeitssituation in der Müllabfuhr der Stadt Frankfurt am Main, Nachdruck vom ÖTV-Vorstand, Abteilung Automation, Stuttgart 1976, S. 37 - 44.) Die "Luft" zwischen faktischer und tariflicher Arbeitszeit verringerte sich kaum und lud die Stadt zum weiteren Tonnenaufbrummen ein, die Arbeiter zum immer besseren Selbstorganisieren, und so dreht sich das Karussel, bis es (vielleicht) mal knallt. (1974 waren acht Refa-Leute eingeplant, um die Rationalisierung zu organisieren - inzwischen sind sie zurückgestellt - wegen der Sparmaßnahmen!)

Schließlich das wichtigste Kennzeichen der neuen Phase: die Kampfbereitschaft der Müllarbeiter. Seit der Tarifrunde 1970 - mittelbare Reaktion auf die Septemberstreiks - gab es bei den meisten Tarifrunden Warnstreiks und Betriebsversammlungen. Im Jahr 1971 banden die Müllmänner Plakate auf die Wagen und fuhren durch die Stadt; in einem „wilden" Streik von einer Woche, dem "Deputatstreik" um billigen Strom und Strassenbahn-Freifahrt explodierte die Forderung nach Gleichstellung mit den "sauberen" städtischen Arbeitern (Stadtwerke).

Der Personalratsvorsitzende Weitström, der einzige politische Stratege, den wir bei den Funktionsträgern sowohl der Müllarbeiter- wie der Müllmanagements-Bürokratie bisher entdeckt haben, hatte (oder repräsentierte) eine Strategie, eine neue Kompromißformel, die der neuen Periode gewachsen sein sollte. Sie beruht auf der Einsicht, daß der alte Pensumlohn ein archaisches System war, bei dem sich die Müllader kaputtarbeiten, allzufrüh jedenfalls. Zweitens, daß die - äußerlich betrachtet - "günstige" Arbeitszeit nicht zu halten ist im Zeitalter der Vierzigstundenwoche, die Müllarbeiter dadurch vielmehr isoliert werden vom Rest der Kollegen. Drittens, daß die Stadt unter dem Druck der Finanzkrise die verbleibenden zwei bis drei Stunden Arbeitszeit mit zusätzlichen Tonnen vollstopfen wird. Deshalb die Konzeption: DIE ARBEITSZEIT BIS 14 UHR VOLL AUSSCHAFFEN – AUF DER BASIS DER BISHERIGEN MÜLLMENGE! Oder in anderen Worten: LANGSAMER ARBEITEN! (Und bereits in günstigen Konjunkturphasen zeigte sich der Pferdefuß: "Die Männer müssen mehr schaffen, das kommt sowieso - die Frage ist nur, ob mit oder ohne mehr Lohn. Wir müssen zu einer Leistungsprämie kommen.")

Wir fanden die *Strategie des Bremsens* richtig. In den Lehrgängen und in der Kneipe merkten wir bald, daß diese Konzeption ein Bedürfnis der Kollegen aufgriff, das sehr stark war.

"Ich merk' einfach, daß mir nicht mehr die Hände zittern beim Mittagessen."
"Wir müssen unsere Arbeitskraft schonen, wir dürfen uns nicht verschleißen, wir wollen von der Pension was haben."
"Wir müssen die Zeiten drücken. Wir können einfach keine Rücksicht auf die Bürger mehr nehmen. Ganz einfach: keine Leistung, wenn kein Personal da ist. Rücksichtnahme ja, aber nicht auf unseren Knochen."
(Lehrgang 28.11.74)

Auf der Betriebshofversammlung im Depot Lindenhausener Straße (Januar 1975) kam es fast zu einer Prügelei, weil die Vorarbeiter der verschiedenen Kolonnen sich gegenseitig vorwarfen, "reinzuhauen" und zwei, drei Mülltonnen gleichzeitig in die Hand zu nehmen, obwohl sie alle für das Langsamarbeiten, für das Aushalten der Arbeitszeit eintreten. Diesen Heucheleivorwurf geben sich alle, die Ausländer den Deutschen und umgekehrt, die Müllader-Vorarbeiter den einfachen Mülladern weiter und zurück. Also: in der Abschaffung des archaischen Pensumlohnsystems, und damit der selbstgemachten Intensivierung, sind sich alle einig. Aber wie? Da kommen wir auf das Schicksal der Selbstorganisation beim Müllwagenteam.

Als wir die Arbeitszusammenhänge der Müllabfuhr untersuchten, hat uns fasziniert, wie die einzelnen Kolonnen ihre Tätigkeit weitgehend in eigener Regie organisieren. In unserem Einführungspapier "Löhne und Arbeitsbedingungen bei der Müllabfuhr" hieß es: „Die Kolonne bewältigt selbständig die vielen unvorhergesehenen Probleme wie Verkehrsfluß, Wetter, Bevölkerung als Kunden, Eigenarten des Mülls, ja sogar Ersatz bei Krankheit usw." Wir wiesen darauf hin, daß die Stadt als Arbeit"geber" diese unbezahlten Organisationsleistungen gern akzeptiert, weil sie dadurch Aufsichtspersonal und Verwalt-

ungskosten spart. Sie nimmt diese Leistungen aber nicht als Tätigkeitsmerkmal, als Anlaß zur Höhergruppierung - das kommt ihr nur bei "höheren" Tätigkeiten, besonders denen der Angestellten, in den Sinn, nicht aber bei den Mülladern. Die, als Angehörige eines sozial verachteten Berufs (Nichtberufs!) bekommen Zuschläge, die sich allein negativen Beeinflussungsfaktoren ihrer Arbeit verdanken wie Schmutz und Erschwernis, nicht aber eigenen positiven Leistungen.

Diese "Autonomie" erlebten wir als Quelle von Selbstbewußtsein, von Stolz, tendenziell von Widerstand im Sinne eines "Produzentenbewußtseins": Wir bringen's, wir schaffen's, wir packen's, wir sind unentbehrlich. Die Außenstehenden, vom Bezirksführer über den Refa-Mann bis zum Amtsleiter können garnicht anders als sich raushalten, unsere Arbeit wechselt jeden Tag, und nur durch unser Geschick verfällt Sauerstadt nicht dem Dreck und den Ratten. Am Horizont taucht die Umkehrung der sozialen Verachtung, die Anerkennung als Umweltschützer auf. Selbstorganisation, wie es die sozialwissenschaftlichen Verfechter der "Belegschaftskooperations"-These (Konrad Thomas, Günter Hillmann, Fritz Vilmar) entwickeln: der Arbeiter am Hebel des Systems hinter dem Rücken der Kapitalisten, das Bewußtsein, daß die Arbeiter ohne „Experten" und Befehle die Gebrauchswertseite ihrer Arbeit organisieren können. Irgendwo fanden wir diese Seite, den politischen Gegenpol zum Massenarbeiter, auch für politische Autonomie wichtig. Müssen die Kämpfe bei LIP und die Kämpfe bei FIAT sich widersprechen???

Die andere Seite der Selbstorganisation ist die Selbstintensivierung, nicht fürs Geld wie beim Akkord, sondern um so viel Freizeit wie möglich zu haben, der verhaßten Arbeit so schnell wie möglich den Rücken zu kehren. Das natürlich feierten wir nicht als Autonomieleistung, sondern stellten es als Tücke des Lohnsystems, des reinen Pensumlohns, hin. Wir appellierten in den Lehrgängen und Vertrauensleuteversammlungen, in den Betriebshofversammlungen und Kneipen weiter an die Kraft der Selbstorganisation, fürs kollektive und kontinuierliche Bremsen, und der Personalrat tat's auch, und die Vertrauensleute, und die Nationalitätengruppen und und und.

Aber es klappte nur sehr begrenzt. Es gab einzelne Erfolge, so in Untertrief, wo eine Kolonne neue Tonnen aufgebrummt bekam, daraufhin aber konsequent langsam arbeitete, in Überstunden rutschte, zwei Wochen durchhielt - und 100 t wieder abgezogen wurden (1974). Aber das war nicht durchgängig. Immer wieder beklagte man sich gegenseitig, klagte sich an - der Erfolg ließ zu wünschen übrig.

Da schlug der Betrieb zu. Man kann die Müllabfuhr, wie Claus Offe vom "autoritären Wohlfahrtsstaat" gesprochen hat, einen *autoritären Wohlfahrtsbetrieb* nennen, mit dem Personalratsvorsitzenden als Quasi-Personaldirektor. Gemeinsam von Personalrat und Dienststelle kam erst der Ukas: keiner verläßt vor 13 Uhr den Betriebshof. Dann ein Rundschreiben zum Problem der Zweitjobs: die seien allesamt meldepflichtig, andernfalls drohe fristlose Entlassung. Und schließlich im Frühjahr 1975 das Rundschreiben, in dem in geradezu rührend patriarchalischer Weise die Müllader gemeinsam von Dienststelle und Personalrat ermahnt werden, ihre Arbeitskraft und Gesundheit langfristig dem Stadtreinigungsamt zu erhalten und deshalb die reguläre Arbeitszeit voll auszuschaffen. Das heißt: nicht vor 13 Uhr von der Tour zum Betriebshof zurückkehren, und nicht vor 14.30 Uhr (!) den Betriebshof verlassen, um nach Hause zu gehen.

Das war der Schlußstrich unter der Selbstorganisation: als Selbstorganisation des Austauschs zwischen Arbeitszeit und Leistungsverausgabung hatte sie versagt.

(Im heißen Sommer 1975 rappelte sich die Selbstintensivierung noch einmal hoch - der Zwischenfall spricht für sich: die Dienststelle gab der Müllabfuhr frei von der Frühstückspause ab, also ab 9 oder 10 Uhr, wegen der Hitze. Ganz entgegen der Logik von Hitzefrei, daß man eben nicht arbeiten kann, sollen die Kolonnen wieder "reingehauen" haben und bis zu dieser Zeit ihr ganzes Pensum geschafft haben!! Inzwischen hatte sich die Straßenreinigung beim Personalrat beschwert, sie wolle ebenso hitzefrei haben wie die Müllabfuhr; und die absurde Logik schließt ihren Kreis: der Personalrat beschwert sich, daß die Dienststelle hitzefrei gegeben hat, ohne ihn vorher zu fragen. Und anstatt zu fordern, daß auch die Straßenreinigung frei bekommt, fordert der Personalrat: Schluß mit hitzefrei!! - Im "autoritären Wohlfahrtsbetrieb" darf eben nicht zugelassen werden, daß die Kollegen ihre Reserven zeigen . . .)

Der Zweck der Rationalisierungsstrategie der Stadt ist es, aus dem Müllarbeiter so etwas wie einen *Massenarbeiter* zu machen. Wenn man in der Produktion darunter die total austauschbare Arbeitskraft versteht, deren Arbeit "wissenschaftlich" bis ins Kleinste zerlegt und berechnet, deren Arbeitszeit festgelegt und vereinheitlicht ist, und bei der die letzten Poren der Arbeitszeit geschlossen sind - dann ist klar, daß das bei der Dienstleistung Müllabfuhr seine Grenzen hat. Die Organisationsleistungen in Bezug auf Verkehr, Wetter, Ausfälle und Kunden will die Stadt nach wie vor dem Müllarbeiter überlassen; sie will auch nicht mehr Aufsichtspersonal stellen, sondern lieber weniger (bei den Großbehältern und der Offenen Abfuhr, dem Sperrmüll, ist der Vorarbeiterstatus schon abgeschafft, bei der Tonnenabfuhr wird er angegriffen). Also ein Stück Mehrbelastung gegenüber dem Massenarbeiter in der Produktion.

Die gewerkschaftsreformistische Strategie demgegenüber ist auf einen Kompromiß aus. Sie sagt ja zur Rationalisierung unter zwei Vorbehalten: 1. Festschreibung eines gewissen "Normaltempos", und 2. Geld"ausgleich" für eine "mäßige" Mehrleistung, die sich natürlich vor allem aus den Segnungen der neuen Technik ergeben soll, in Form einer Prämie. Die Strategie zielt auf den professionalisierten Müllarbeiter, der eine "Dauerleistung" bringt, anstatt sich kurzfristig kaputtzumachen, der lang beim Betrieb bleibt, der die Organisationsleistungen bringt, aber sich in die allgemeinen Arbeitszeitregelungen einfügt und dadurch auch verbürgt, daß die Müllabfuhr keine Extrawürste brät, durch die sie sich isoliert. Diese "Versöhnung mit der Arbeit" wird nach meiner Ansicht beim Müll schon wegen der Eigenart als Dreck-Arbeit nicht dauerhaft gelingen.

Die administrativ-autoritäre Festlegung des internen Arbeitsschlusses auf 14.30 Uhr - und das heißt, wenn man die Arbeitshetze einmal außer Acht läßt, erst mal eine enorme Arbeitszeitverlängerung ist auf einen gewissen Widerstand gestoßen. Einer der alten Vertrauensleute drückte offensichtlich die Stimmung vieler aus, als er sich auf dem ersten Treffen des neugewählten Vertrauensleutekörpers 1975 darüber heftig beschwerte, daß die Vertrauensleute herangezogen wurden, um die neue Arbeitszeitregelung durchzupeitschen. Die Dienststelle allein hätte das auch gekonnt, allenfalls hätte sich noch der Personalrat die Finger schmutzig machen können, aber die Vertrauensleute hätte man verschonen sollen. Die Marokkaner erhöhten schweigend aber effektiv ihren Krankenstand trotz Krise und Repression auf das Doppelte.

Daraus hätten wir sehen können, daß das eigentliche Problem nicht darin liegt, wie man zwischen freier Zeit und Arbeitsbelastung wählt, d.h. zwischen zwei beschissenen Möglichkeiten - man macht sich schnell kaputt und hat mehr freie Zeit, oder man macht sich nur langsam kaputt und arbeitet dafür länger

– das berühmtere kleinere Übel auszuwählen. Das sind zwei Formen, sich gegen die Arbeit zu wehren. Wir als Kopf- und Büroarbeiter und auch als radikale Linke waren für die zweite, weil sie gegen die Arbeitsintensivierung anging. DAS EIGENTLICHE PROBLEM LIEGT ABER DARIN: WER SETZT DURCH, WELCHE FORM DES KAMPFES GEGEN DIE ARBEIT GEWÄHLT WIRD.

Denn normalerweise wird ohnehin eine Mischform dieser beiden Wege herauskommen. Wir haben das ganz naiv unterschätzt: Langsam arbeiten, die reguläre Arbeitszeit mit dem bisherigen Pensum voll ausschaffen, das wäre ernstgenommen eine Kampfmaßnahme, das wäre "Dienst nach Vorschrift" - und "Dienst nach Vorschrift" würde Sauerstadt lahmlegen. In normalen Zeiten werden die Müllarbeiter das einfach nicht tun; alles andere wäre Wortradikalismus. "Der ganze Betrieb jagt mich ja" (Lehrgang 24.10.74). Sie werden einfach schneller arbeiten, wenn in der Lämmergasse die Straßenbahn hinter ihnen bimmelt; sie werden einfach die Plastik-Tüten neben der Tonne mitnehmen, vielleicht gegen eine Flasche Bier, auch wenn es gegen die Vorschriften und unmittelbares Interesse verstößt. Schließlich stehen sie wie kein anderer Beruf unter ständiger "Aufsicht" der Öffentlichkeit. Die Frage ist, *wer* in der Kolonne durchsetzt, wann schneller gemacht wird und wann man sich ausruht; auf wessen Zweitjob und Hausarbeiten Rücksicht genommen wird und auf wessen nicht. Spätestens auf der Betriebshofversammlung Januar 1975 hätte uns das klar sein müssen: Als der türkische Dolmetscher-Genosse erklärte, die Kollegen hätten alles prima verstanden und würden gleich am Montag anfangen, langsam zu arbeiten und nur noch eine Tonne auf einmal zu nehmen, da sprangen gleich zwei deutsche Müllader-Vorarbeiter (- Vertrauensleute!) auf und sagten, nein, so sei es auch wieder nicht gemeint: sie sollten halt nur so arbeiten, wie sie der Vorarbeiter anweise ...

Wir haben uns also die Fragestellung in einer bestimmten Form - nämlich Kampf gegen die Arbeitsbelastung - vorgeben lassen, und sind damit in die Falle getappt, einen autoritären Reformismus zu unterstützen. Wären wir antiautoritär an die Sache herangegangen, hätten wir gesehen, wie das "Bremsen" im Zusammenhang mit der gegebenen betrieblichen Herrschaftsstruktur eben nicht nur Bremsen bedeutet, sondern auch die Festigung und Verallgemeinerung einer hierarchischen Arbeitsorganisation gegen die arbeitsimmanente Kooperation. *"Bremsen" als Befehl von oben ist aber etwas ganz anderes als Bremsen als Widerstand von unten.*

Unser Fazit:

-- "Kampf gegen die Arbeit" ist nur antiautoritär möglich. Es gibt kein quantitatives Äquivalent für den Verschleiß des eigenen Lebens, für Ekel und Mühe, und darum keine einheitliche "Massenlinie", gleich ob gewerkschaftlich, reformistisch, revolutionär.

-- "Kampf gegen die Arbeit" nimmt die verschiedensten Formen an; würden die Müll-Männer ihre Arbeit nicht hassen, könnten sie ihren "Beruf" gar nicht durchstehen; würden sie ständig ihre eigene Arbeit sabotieren (wozu sie jedes Recht und tausend Möglichkeiten haben), könnten sie keine Identität behalten. So wehren sie sich gegen ihre spezielle Arbeit, aber sie versuchen dabei zu leben, und nicht nur zu kämpfen.

"Mehr als eine Tonne" - dagegen ist das Bremsen gerichtet.

Daß das *Tonnentrudeln sogar als Sport* betrieben wird, zeigen die Turniere der Müllwerker, zu denen Delegierte aus ganz Deutschland kommen (hier aus „Blende auf", Nr. 68, Informationsblatt des Gesamtpersonalrats der Berliner Stadtreinigungsbetriebe, 1976)

DAS WAREN DREI TOLLE TAGE

100 Jahre Berliner Straßenreinigung und ein Stadtreinigungs-Turnier mit allem Drum und Dran. Müllabfuhr und Straßenreinigung waren gleichermaßen stark vertreten.

Das Turnier, am Samstag und Sonntag öffentlich veranstaltet, fand vor allen Dingen auf dem Kurfürstendamm große Resonanz bei der Bevölkerung. Mehr als 5000 Schaulustige säumten die Kampfbahnen.

Strahlender Sonnenschein hob die Stimmung und ließ die Berliner bis zum Schluß dabei sein. Beachtliche Leistungen wurden registriert.

Hier die Ergebnisse:

1. Disziplin (Trudeln 110 l-Tonne)
   1. Kronpass (Passau) 56,1 Sekunden
   2. Mörtelbauer (Passau) 63,3 Sekunden
   3. Reinbold (Mainz) 70,8 Sekunden
2. Disziplin (Hindernislauf mit Karre)
   1. Wolfgang Oelmann (Berlin), 38,5 Sekunden
   2. Lothar Eitel (Berlin), 41,1 Sekunden
   3. Jürgen Hasse (Berlin), 49,2 Sekunden
3. Disziplin (Slalom mit Rollenbehälter)
   1. Siegfried Krause/Werner Klinder (Düsseldorf), 55,6 Sek.
   2. Lufwig Metzler/Friedrich Freser (Mainz), 62,0 Sek.
   3. Helmut Jakob/Josef Loeffler (Mannheim), 67,1 Sek.
   4. Ernst Alisch/Reinhard Voigt (Berlin), 100,1 Sekunden
4. Disziplin (Slalom mit Sulky)
   1. Helmut Jakob/Josef Loeffler (Mannheim), 62,0 Sek.
   2. Wolfgang Werener/Günter Dietrich (Berlin) 81,4 Sek.

2. ARBEIT UND FREIZEIT
MÜLLMÄNNER ALS MÜLL-MÄNNER
MARX UND DIE MÜLL-VERACHTUNG

Hellfritz, Tenor, tritt auf. Er ist heute ein türkischer Straßenkehrer. Er pickt die Reste des Frühstücks der Huren auf.
Roma B.: Liebe?
Hellfritz, Tenor: Liebe? Nix Liebe.
Roma B.: Zehn Mark. Fünf! Haß!
Hellfritz, Tenor: Haß gutt – besser wie Liebe. Liebe nix gutt. Viel Liebe, viel krank.
Er geht ab.
Roma B.: Hau ab, du dreckiger Gastschwanz, du stinkender räudiger Hund, du Ekel, du Monster, du – Mann!

(aus DER MÜLL, DIE STADT UND DER TOD, vom Faßbinder)

Wie alle "Teamer" haben auch wir bald die Erfahrung gemacht, daß die Kollegen in der Kneipe den Betrieb bald vergaßen, stattdessen von den Kindern erzählten, von der Frau, vom Tapezieren, und das auch von uns wissen wollten. Und später kam Karneval, Vögeln, Sex-Muskelprotzerei. Es ist Unsinn, das als die subjektive, 'menschliche' Seite zu nehmen, die es eben neben der seriösen betrieblichen und politischen 'auch' gibt. Im Fall der Müllarbeiter ist es doppelt unsinnig, weil ihr Beruf ein *Ekelberuf* ist und Ekel, Verachtung nun einmal etwas 'Subjektives' ist.

In einem sozial verachteten Beruf, der im Lohn nur deshalb gleichgezogen hat, weil sich eben niemand mehr für solche Scheißarbeit fand (nicht für die qualifizierte, selbständige, meistens auch befriedigende und sozial anerkannte Arbeit sollten hohe Zuschläge gezahlt werden, sondern für die abstoßende, unbefriedigende, sozial verachtete Arbeit, sagt der US-Ökonom Galbraith), hängen die ganzen sozialen und sexuellen Beziehungen an der Verschleierung der realen Arbeitsexistenz. Müllader erzählen stories wie diese: Eine Gruppe von Kindern und Eltern steht am Straßenrand, schaut zu, wie sie Müll laden. Die Kollegen werden aufmerksam, schauen rüber, zeigen, wie geschickt sie die Tonnen rollen, demonstrieren ein wenig, wie die Kippvorrichtung funktioniert. Eine Mutter sagt daraufhin zu ihrem Sohn von sieben oder acht Jahren: Guck mal, wenn du in der Schule net aufpaßt, mußt du das auch machen.

Müllader-Teams sind *Männer-Gruppen*, erzwungene, und außerdem mit vielen kaputten Ehen und Alleingebliebenen.

"Ein junger Müllwerker erzählt von einer Freundin: daß er bei der Müllabfuhr arbeitet, hat er ihr erst nach einiger Zeit gesagt. Und die hat gesagt, na zum Schluß, blitzartig hats gsagt, sie will mich nimmer haben. Sa, sag ich, warum? Ja, du bist nixn und du wirst ja nie was wern. Sag ich: sa, ja was stellst du dir denn vor? Ja, die hat gemeint, so a Beamter waar was Rechts oder vielleicht aa a Installateur is aa no drokemma. Hab ich gsagt: Tut mir leid, ich kann nicht dienen." (Aus: Gerhard Aberle, *Die Müllwerker - Ein Beruf und sein Ansehen. Eine Reportage aus München und Köln*, Westdeutscher Rundfunk, Kulturelles Wort, 4.1.76. So ein schönes kulturelles Wort!)

Die erste Geschichte, die ich erinnere, spielte auf dem 'Ball der einsamen Herzen'. Auch ohne Statistiken zu haben, drängen sich die Folgen einer verachteten Existenz, eines Sackgassenberufs, einfach auf. Die Verachtung, wenn man sie schon nicht verhindern kann, wenigstens zu differenzieren, ist das Ziel der meisten: darum geht es schon beim Vorarbeiter und den quasimilitärischen Sauberkeitsritualen. In manchen Umkleideräumen zahlen die deutschen Kollegen dem, der saubermacht, ein Extra-Trinkgeld, damit ihre Spinde von Ungeziefer frei sind; das treibt sich halt dann bei den Ausländern herum und erlaubt noch, diese dreckig zu nennen. Die Fahrer distanzieren sich von den Ladern: sie bleiben sauber.

Aber das Verachtungsproblem spaltet nicht nur, es vereint auch. Als wir uns im Sommer 1975 bemühten, den Protest gegen das Sparprogramm der Bundesregierung zu verstärken, bleibt die Resonanz gering: Vogel Strauß oder Resignation. Zufällig kommt in der gleichen Vertrauensleutevollversammlung die Rede auf eine Fernsehsendung, in der gesagt wurde, die Müllarbeiter verdienen 1900 DM und hätten um 12 Uhr Feierabend. Die Kollegen standen auf den Tischen, das Pflichtübungsklima war mit einem Mal wie weggeblasen. Leute von der Kolonne standen auf, die damals von einem Kamerateam des Fernsehens begleitet worden waren: sie hätten jeden Tag Überstunden machen müssen, um ein annehmbares Arbeitstempo bei sorgfältiger Arbeit zu demonstrieren; jeden Tag hätten sie neue Schutzkleidung bekommen, was sonst nur jede Woche der Fall ist; die widerlichste Szene einer Abfuhr bei amerikanischen Militäranlagen (Tierkadaver oder ähnliches) hätten sie auf Anweisung der Amtsleitung draußengelassen: Potemkinsche Dörfer, diesmal die Verleugnung der verächtlichen Existenz des Mülladers auf Anweisung von oben, weil die 'menschliche Stadt' eben nur durch unmenschliche Arbeit saubergehalten wird. Gegenüber dieser Propaganda sind die Müllmänner machtlos; hier Gegeninitiativen zu ermöglichen, wäre vielleicht eine bessere Sache für uns als manche Experten-Analysen, die fatale Ohnmachtsgefühle gegenüber Kapital und Staat wecken.

Damit sind wir schon an einer PRAKTISCHEN KONSEQUENZ: ein Minimum von *Gegen-Öffentlichkeit* könnte geschaffen werden, was der Gewerkschaftsreformismus nicht schafft: für ihn gibt es keine Dreck-Arbeit, sondern nur Arbeit im allgemeinen. Das zweite wäre, aus der 'Betriebs'-Arbeit heraus auch die Formen von Vereinsleben und Kommunikation überhaupt erst einmal kennenzulernen, die sich bei den Deutschen und verschiedenen Ausländergruppen entwickelt haben. Die Distanz zu uns ist hier nicht größer, sondern nur sichtbarer als bei der Arbeit; an 'Einheit' ist da allerdings nicht mehr zu denken. Außer bei den Ausländerzentren habe ich da wenig Phantasie oder Erfahrung. Das dritte ist *das Müll-Problem selber*. Es ist größtenteils eine Folge spätkapitalistischer Vergeudungs- und Verschleißproduktion und wächst mit dieser. Warum hat jeder Einwohner Sauerstadts 1903 2,66 Liter Hausmüll produziert, 1972 aber 10 bis 13 Liter? Weil es mehr Konservendosen, Einwegflaschen, Verpackungen, Papier, Reklame usw. gibt, weil mehr verbraucht und weil mehr verschlissen wird. Welche Phantasien haben die spätkapitalistischen Technologen, um mit dem Müll fertigzuwerden, der ihnen über den Kopf wächst? Durch zentrale Absauganlagen oder Förderbänder sammeln, verbrennen, oder in riesigen Gruben lagern (früher Monte Scherbelino!), in Form von Baustoffen, Wärme oder beidem wiederverwenden. Oder seit dem Beginn der Umweltkrise: recycling, d.h. vom Verbraucher sammeln und sortieren lassen, damit Industrie noch Geld daraus machen kann, was ohne die unbezahlte Arbeit des Verbrauchers nicht profitabel wäre. Übrigens ist auch das Wiederverwenden per Wärme oder Baustoffe unrentabel; deswegen macht es die Stadt, nicht die Industrie. Matthöfers Forschungsministerium hat zwar ein Abfallwirschaftsprogramm aufgestellt, aber das ist unter der Sparaxt krepiert.

ABFALL-RECHNUNG: IMMER ROTE ZAHLEN

Umweltschützer und Bürgervereine informierten sich in Frankfurt über Müllbeseitigung

Der Schornstein der Müllverbrennunganlage in der Nordweststadt stand im Mittelpunkt der Diskussionen von Umweltfachleuten und Bürgervereinen aus der ganzen Bundesrepublik am Wochenende im Frankfurter Arabella-Hotel. Dispute über den Dreck, den Müll der Wohlstandsgesellschaft, waren einer der Schwerpunkte des Umweltseminars des Verbandes Deutscher Bürgervereine in Frankfurt.

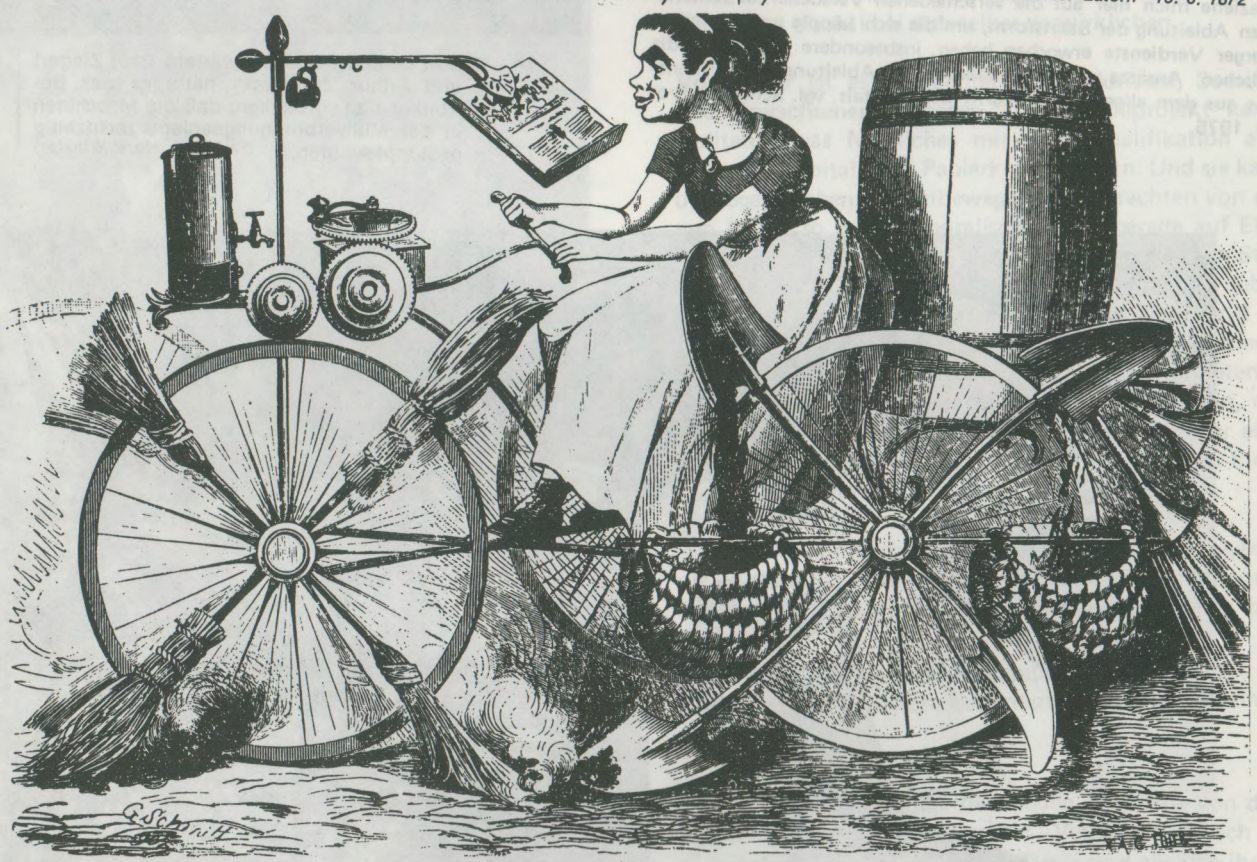
Frankfurt, der Tagungsort, war zugleich Anschauungsobjekt für die Thesen der Vorträge und Diskussionen des Seminars: Würde der Müll eines Ballungszentrums so wie früher einfach weggeworfen - Frankfurt würde schon bald von seinen Müllbergen überragt werden, im Dreck ersticken. Denn ein *Abfall-Massiv wie der Monte Scherbelino, das in vierzig Jahren wuchs, würde heute in wenig mehr als einem Jahrzehnt entstehen*. Das Ende der *Wegwerf-Gesellschaft* sähe so aus: Sämtliche Rohstoffe wären verbraucht, würden in Form von Müll und Schrott das Land bedecken, die Menschen unter sich begraben. Die Erkenntnis, daß "Müll wertvoller Rohstoff an der falschen Stelle" ist, und die Angst vor der Müll-Lawine haben die Müll-Wissenschaftler zu Experimenten mit dem letzten Dreck gezwungen. Einer der Erfolge der Abfall-Technologie wurde den Tagungsteilnehmern in der Nordweststadt vorgeführt: die Müllverbrennung, die Abfall verschwinden und Energie entstehen läßt.

Manfred Fischer, ein Wissenschaftler des Institutes für Systemtechnik in Karlsruhe, berichtete auf dem Seminar von Berechnungen der Mülltechniker über die Chancen künftiger Abfallverwertung. Unter dem Strich der Abfallrechnung stehen immer rote Zahlen: Es ist bis heute keine technische Möglichkeit in Sicht, den Müll so zu verwerten, daß am Ende der Gewinn die Kosten übersteigt. Und es wird, so lange es wirtschaftliches Wachstum gibt, keine Möglichkeit bestehen, den Rohstoffbedarf auch nur annähernd aus Müllmaterie zu decken.

Die Rechnung der Müll-Futurologen geht nicht auf: Allein das Einsammeln und Sortieren des oft aus wertvollen Bestandteilen zusammengesetzten Mülls ist teurer als jede denkbare Rückgewinnung von Rohstoffen. So rechnete der Karlsruher Müll-Rechner Fischer aus, daß *in einer durchschnittlichen Tonne Frankfurter Hausmülls ein Wert von knapp 60 Mark steckt*. Bis zu 80 Mark kostet es jedoch pro Tonne, den Müll einer Großstadt einzusammeln. Das Verbrennen -- ähnlich, wie es in der Nordweststadt geschieht -- kostet dann noch einmal soviel. Neue Verbrennungsverfahren -- mit denen auch in Frankfurt experimentiert wird -- könnten, weil hochwertige Gase dabei entstehen, den hohen Kosten höheren Nutzen gegenübersetzen -- doch ein kostendeckendes Verfahren gibt es bis heute nicht. (FR v.3.11.76)

Die neue Kehrmaschine.

Aus „Frankfurter Latern" 15. 6. 1872



Hat uns der Mai auch Schmutz gebracht,
Der **May** hat's wieder gut gemacht
Und eine Kehrmaschin' entdeckt,
Die Frankfurt wieder sauber leckt.

Ein sinniges Velociped
Das vorwärts und auch rückwärts geht
Und schippt und kehrt und Wasser strahlt
Und auch zugleich den Kaffe mahlt.

Die Lisbeth fährt im Schritt und Trab
Nun auf dem Trottoir auf und ab
Und kehrt und fegt die Straße draus
Von einer Equipage aus.

Kein Mitglied noch vom Magistrat
Es half uns so mit That und Rad;
Herr Mumm, der ist auch ganz verdutzt
Der uns doch auch herunterputzt.

O Magistratsherrn unsrer Stadt,
Was ein Colleg erfunden hat,
Gebraucht's auch dankbar für und für
Und kehrt — vor eurer eignen Thür!

Holub
oder
Fragment über den Archenbau

1. Die stämme, ehe man sie zu brettern sägt, werden von ihm persönlich aussortiert, er hat für jeden seinen besonderen blick, wert oder unwert riecht er förmlich aus der beschaffenheit des jeweiligen harzes. Während dieser arbeit verwendet er einen klobigen, roten zimmermannsstift, damit schreibt er die betreffende ziffer an, bloß astreines holz darf es sein, was sollte ein entdecker in waschtrögen?

2. Die insel Nantucket hat er noch nie gesehen, aber eine seiner archen heißt so, sie ist erst 5 jahre alt und hellblau gestrichen, ein millionenschwerer mensch hat sie gekauft, ein hellene.

3. Wenn er eine arche baut, gelingt ihm das stets aufs vortrefflichste, sie treibt hinaus ins gekräuselte land der delfine und gleicht selbst, egal ob orange oder grau, einem jener untadeligen schwimmer, denen kein breitengrad zu fern, kein seebeben zu heftig, kein taifun zu mächtig ist. Herrn Holubs archen sind fest und sicher.

4. Vor nicht zu langer zeit rief ihm einer nach: o vater des krummen nagels! aber er achtete dieses slogans mit keiner wimper, er wußte ja: ist des neiders neid am größten, geht ihm das herz über. Und er ging seinen geschäften nach als hätte kein spottvogel gerufen, sondern die hungrige möve.

5. Gelernt ist gelernt: manch andrer schlägt hin und wieder den nagel krumm, Holubs nagel hingegen sitzt schlag auf schlag bis die arche vollendet auf dem stapel steht, ein neugeborener holzfisch, ready ins wasser zu huschen.

6. Er stellt den verkaufsvertrag aus, man unterschreibt mit frohem mut, eine wirkliche dame zerschellt eine flasche guten sekts am bug: Pelargonie des Ozeans sollst du heißen – und auf gehts ins sonnige naß, so will es der brauch.

7. Holubs tocher Linnea wirft heute den sekt, die leine strafft sich, aber ihr wurf geht daneben, teufel, zum ersten mal in Holubs laufbahn. Obs ein omen ist?

8. Eine combo ist vor seiner villa erschienen, er feiert das 25. jubiläum seiner meisterprüfung, man intoniert The Yellow Submarine und zieht eine richtige schau ab. Holub nimmt sich im stillen vor, noch manche arche zu vollenden, er ist ja noch nicht alt, so anfang der 50er.

h.c.artmann